


EIN  MOEWIG-BUCH

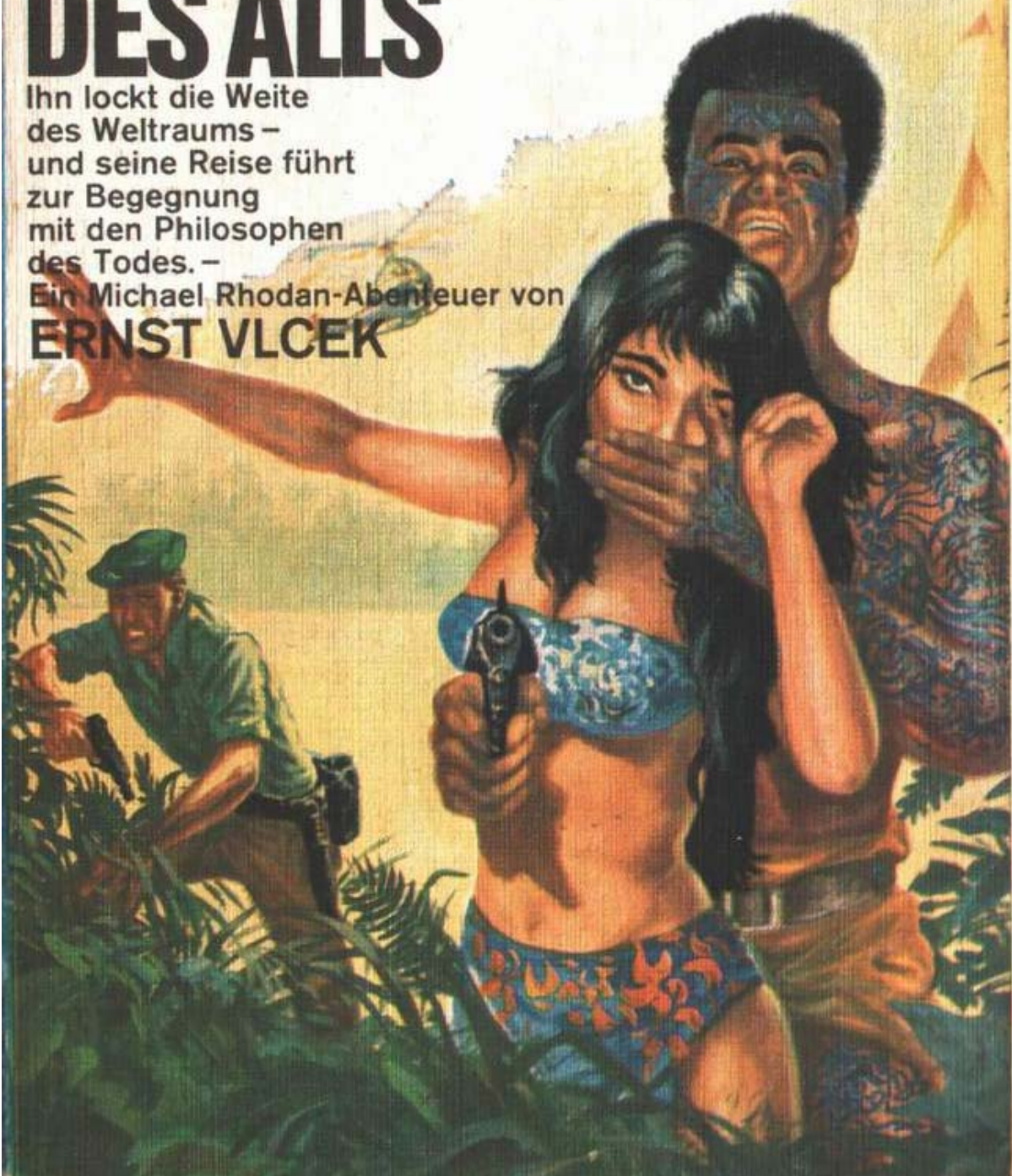
**Perry Rhodan**  
PLANETEN ROMANE

# DIE VERLORENEN DES ALLS

Ihn lockt die Weite  
des Weltraums –  
und seine Reise führt  
zur Begegnung  
mit den Philosophen  
des Todes. –

Ein Michael Rhodan-Abenteuer von

**ERNST VLCEK**



# DIE VERLORENEN DES ALLS

Ernst Vlcek  
(1975)

„Der Androide hatte keine Zeit mehr. Er mußte schnell handeln, bevor man ihn entlarvte. Er trat hinter Michael, ließ das in der Handfläche verborgene Messer herausschnellen, hob den Arm und stieß zu. Das Messer traf auf keinen Widerstand! Rhodans Sohn war verschwunden... Das Raumschiff war verschwunden... Und der Androide war allein im absoluten Dunkel.“  
Bei einem Ferienaufenthalt auf den Molukken wird der junge Michael Rhodan zum Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses. Damit er nichts verraten kann, was er zufällig gesehen hat, soll er sterben.  
Doch Michael entzieht sich dem Zugriff seiner Häscher. Verfolgt von Freunden und Feinden, flieht er ins All und begegnet den Philosophen des Todes.

## 1.

„Das Leben ist doch schön, Jeeda“, sagte Reginald Bull im Brustton der Überzeugung zu dem Eingeborenenmädchen, das vor seinem Liegestuhl im Sand saß und auf einer Vina spielte.  
„Das müssen Sie mir erst näher erklären, wenn ich Ihnen glauben soll!“  
Reginald Bull hob überrascht eine Augenbraue und betrachtete den unbekannten Sprecher dieser Worte mißfällig. Er hatte den dünnen Mann mit dem schwermütigen Blick und der grellgelben Badehose noch nie gesehen und er wollte ihn auch nicht kennenlernen. Er war privat hier auf der Molukken-Insel Morotai, dem Urlaubsparadies für Mitglieder der Explorerflotte; er machte Urlaub und wollte durch nichts und niemanden gestört werden. Freilich ging nicht alles nach Wunsch. Denn der leidgeprüfte Chef der Explorerflotte hatte nicht nur auf den elfjährigen Michael Rhodan aufzupassen, der sich die redlichste Mühe gab, seinen Patenonkel durch eine nicht abreißende Kette von Streichen in Form zu halten. Nein! Das Schicksal prüfte seine Geduld noch zusätzlich, indem es die Familien der Explorerleute auf ihn hetzte: Onkel und Tanten, Vettern, Enkel, Großmütter, Söhne und Töchter kamen als Bittsteller und Autogrammjäger. Nicht genug damit, jetzt kam auch noch dieser Sonderling, der eine Erklärung für seine Lebensfreude verlangte!  
„Es ist mir vollkommen schnuppe, ob Sie mir glauben oder nicht“, sagte er verärgert. „Genügt Ihnen das?“  
Der Fremde rührte sich nicht vom Fleck. Wie ein bleichsüchtiger Apostel des Trübsinns und der Melancholie blickte er auf Bull hinunter, als er wiederholte: „Erklären Sie mir, bitte, was Sie am Leben schön finden.“  
„Fällt mir nicht im Traum ein... He!“ Dem Staatsmarschall und Chef der Explorerflotte kam ein leiser Verdacht. „Ist das vielleicht ein Reklametrick? Werben Sie für ein Haarfärbemittel, für Perücken, oder was sonst?“  
Bei mir sind Sie auf jeden Fall an der falschen Adresse. Mir gefällt mein rotes Haar, basta! Suchen Sie sich ein anderes Opfer.“  
Der Fremde schüttelte traurig den Kopf. „Wieso weichen Sie meiner Frage aus“, sagte er. „Ist sie so schwer zu beantworten?“  
„Mann, sind Sie aber hartnäckig“, brauste Bull auf, behielt aber dann doch die Oberhand über seine Gefühle. Ruhig fuhr er fort: „Also schön, wenn ich Sie dadurch abschütteln kann, werde ich Ihnen sagen, was mir am Leben gefällt. Aber dann verschwinden Sie am besten, bevor ich

mir von Ihnen Namen und Dienstnummer geben lasse ich kann Ihnen versichern, daß Sie das Leben dann bestimmt nicht mehr schön finden würden.“

Unbeirrbar, aber vielleicht um eine Spur trauriger geworden, wartete der Fremde auf eine Erklärung.

Reginald Bull versuchte sich zu erinnern, warum er zu dem Mädchen gesagt hatte, das Leben sei schön. Das war einer momentanen Stimmung entsprungen. Seit Tagen hatte er sich zum erstenmal frei und ungebunden gefühlt, ohne alle Bürden eines Staatsmarschalls und Chefs der Explorerflotte - und Kindermädchens. Zum Teufel mit diesem Kauz! Was wollte er denn hören?

„Ich finde das Leben schön“, sagte Bull mit erzwungener Ruhe, „weil ich hier liegen und mir die Sonne auf den Bauch scheinen lassen kann, weil ich Djilolo-Jedeas Lied gerne mag und weil ich sehe, wie die Menschen um mich glücklich sind - das ist ansteckend. Weil... ach, sehen Sie sich doch selbst um!“

Der Fremde wurde noch betrübter. „Das ist keine Antwort. Ich hätte gerne gehört, was der Sinn des Lebens ist. Warum Sie unbeschwert leben können, und warum es Sie freut, am Leben zu bleiben.“

„Und damit kommen Sie ausgerechnet zu dieser Stunde.“

„Jeder Zeitpunkt ist recht, wenn es...“

„Ja, schon gut“, unterbrach ihn Bull. „Warum hängen denn *Sie* am Leben?“

„Mich hält nichts am Leben“, erwiderte der Fremde. „Ich ersehne den Tod.“

Durch diese Eröffnung war Bull perplex; bevor er sich noch fassen konnte, fuhr der Fremde fort: „Würden Sie mir helfen... würden Sie mich töten, wenn ich Sie darum bäte?“

„Nein“, sagte Bull, „*ich* kann Ihnen sicher nicht helfen.“

Der Fremde warf ihm noch einen traurigen Blick zu, seufzte enttäuscht und ging in Richtung der Badehütten davon. Bull blickte ihm nachdenklich nach und fragte das Mädchen: „Was hältst du von dem, Jedea?“

Sie sah ihn ernst an und meinte schließlich: „Er machte nicht den Eindruck, als sei er verrückt.“

Während sich Bull nach dem tragbaren Bildsprechgerät bückte, murmelte er: „In der Explorerflotte gibt es keine Verrückten, das stimmt. Aber vielleicht hat unser Griesgram einen Sonnenstich abbekommen. Jedenfalls werde ich ihn beobachten lassen.“ Als er die Verbindung zu einem der USO-Spezialisten hergestellt hatte, die, als Touristen verkleidet, Rhodans Sohn bewachten, gab er eine Beschreibung des Fremden durch und befahl, ihn zu beschatten.

Der Zwischenfall konnte bedeutungslos sein, aber seit Bull von dem hiesigen Sicherheitsdienst erfahren hatte, daß eine Terroristengruppe die Bewohner der Molukken seit einiger Zeit in Angst und Schrecken versetzte, ließ er keinen Fingerzeig unbeachtet. Es war nicht ganz klar, welche Ziele die Terroristen verfolgten, aber es gab Hinweise dafür, daß sie die Molukken unter ihre Herrschaft bringen wollten. Bull glaubte weniger, daß es sich um Anarchisten handelte, die das Gefüge des Solaren Imperiums erschüttern könnten oder auch nur wollten, vielmehr vermutete er, daß es sich um ein Verbrechersyndikat handelte, das sich von hier auszubreiten begann.

Er hätte sich darüber keine weiteren Gedanken zu machen brauchen, da es - Gott sei Dank - nicht in seinen Aufgabenbereich gehörte, Verbrechen zu ahnden. Aber er verbrachte mit Perry Rhodans Sohn hier den Urlaub, und es mußte in Betracht gezogen werden, daß die Terroristen Michael kidnappen könnten. Da sie weder vor Brandschatzung, Raub und Mord zurückschreckten, gab es wohl kein Verbrechen, das sie nicht begehen würden. Der einfachste Weg wäre gewesen, die Molukken auf dem schnellsten Weg wieder zu verlassen, aber das scheiterte an Michaels Dickschädel. Er hatte mit Djilolo-Jedeas jüngerer Schwester Freundschaft geschlossen und seinem Patenonkel unmißverständlich erklärt, daß er sich an jedem anderen Ort des Universums bis zur Unerträglichkeit langweilen würde.

Reginald Bull seufzte. Dabei hätte er hier trotz des ganzen Touristenrummels friedliche Tage erleben können. Michael Rhodan wäre von Myhra, Jedeas jüngerer Schwester, gebändigt worden, und die USO-Spezialisten hätten für seine Sicherheit gesorgt. Was wäre ihm, Reginald Bull, noch im Wege gestanden, einen ruhigen Urlaub zu verbringen... Er hätte den Alfurenmädchen in Ruhe zusehen können, wie sie in jahrhundertealter Tradition das Sagomehl siebten, er hätte den Klängen ihrer Instrumente lauschen können. Das wäre nach seinem Geschmack gewesen. Es gab tausend Möglichkeiten, sich auf den Molukken zu amüsieren; das moderne Ozeanien bot mehr Romantik, barg mehr Geheimnisse als in der Vergangenheit.

Die Bewohner der Inselwelt nannten sich immer noch Alfuren, obwohl die Vermischung mit den Europäern ein neues, schönes Volk aus ihnen gemacht hatte. Schon im frühen Kindesalter nahmen sie die Weisheiten der fernöstlichen Philosophen in sich auf, das prägte ihren Charakter. Als Halbwüchsige zog es sie in die Großstädte; dort studierten sie, kamen aber danach meistens wieder in ihre Heimat zurück, wo sie das naturverbundene Dasein ihrer Ahnen vorzogen...

„Daß ich Sie hier treffe, Sir!“

Reginald Bull hätte noch gerne seine gedanklichen Betrachtungen weiter ausgeführt, aber die schrille Stimme riß ihn in die Wirklichkeit zurück. Djilolo-Jedeas Vinaspiel erstarb.

Der Chef der Explorerflotte öffnete die Augen, und eine scharfe Entgegnung für den neuerlichen Störenfried lag ihm auf der Zunge, aber die Überraschung lahmte ihn.

„Doktor Wilma Sarlaya!“ sagte er überwältigt.

Sie hatte eine etwas abgewandelte Uniform der Explorerflotte an, dazu trug sie einen breitrandigen Sonnenhut, der ihr knochiges Gesicht bis zu dem zusammengekniffenen Mund überschattete. Sie lächelte betont herzlich und meinte überschwenglich: „Was für eine Freude, Sie nach all den langen Jahren wiederzusehen, Sir!“

„Ganz meinerseits“, log Bull. Er war etwas ratlos, er wußte nicht recht, wie er sich gegenüber Dr. Sarlaya benehmen sollte. Von früher her hatte er sie als arge Nervensäge in Erinnerung. Sie hatte nach Professor Flensh Tringels Tod die Ezialistische Abteilung auf der Ex-EZI I übernommen; nachdem dann der Ezialismus aus der Explorerflotte verbannt worden war, verlor Reginald Bull die Besatzungsmitglieder der ominösen Ex-EZI I aus den Augen. Das war nun schon gut fünfzehn Jahre her. Aus Zeitungsmeldungen und gelegentlichen Bemerkungen Perry Rhodans, der ja ein Gönner Professor Tringels gewesen war, hatte Bull erfahren, daß die Ezialisten immer noch um die Anerkennung ihrer Wissenschaft kämpften. Dr. Wilma Sarlayas Lächeln war zu einer starren Maske geworden. Sie stand unschlüssig da und wippte nervös auf einem Bein.

*Das hat sie von Tringel*, dachte Bull. *Sie will irgend etwas von mir und scheut sich, es auszusprechen.*

„Na ja“, sagte Bull nach einer Weile und erhob sich aus seinem Liegestuhl. „Nehmen Sie doch Platz, Doktor Sarlaya.“

„Oh, vielen Dank. Aber ich kann mich nicht lange in der Sonne aufhalten. Mir bekommt direkte Sonnenbestrahlung nicht gut.“

„Dann darf ich Sie vielleicht zu einem Drink an der Bar einladen“, schlug Bull vor. Mit der Ruhe war es für heute ohnehin vorbei, da konnte er seinen Ärger auch mit etwas Scharfem hinunterspülen.

„Warum nicht?“ Dr. Wilma Sarlaya lachte gackernd. Sie wandte sich halb an Djilolo-Jedeas, die noch immer vor ihrer Vina im Sand saß. „Kommt Ihre Braut auch mit?“

Bull bekam einen roten Kopf. „Das ist nicht...äh... das ist Djilolo-Jedeas, meine Haushälterin hier auf den Molukken. Aber selbstverständlich kommst du mit, Jedeas.“

„Eigentlich sollte ich das Abendbrot vorbereiten...“ „So spät ist es schon?“ Bull blickte nach Westen, wo die Sonne als roter Glutball tief über den Vulkankegeln hing. „Vielleicht taucht Michael bald auf, dann essen wir eben auswärts.“

„Er ist ein so entzückendes Kind“, schwärmte Dr. Sarlaya.

Reginald Bull äußerte seine Verwunderung darüber nicht, daß sie schon mit Michael gesprochen hatte. Er war froh, daß das geistlose Gespräch einstweilen ein Ende gefunden hatte. Schweigend ging er mit den beiden Frauen den steinigen Pfad zur Bar hinauf.

\*

Von der bewaldeten Anhöhe, auf der der flache Holzbau der Bar lag, hatte man einen wunderbaren Ausblick auf den Badestrand im Norden, die tropischen Gärten im Süden und die erloschenen Vulkane im Westen.

Dr. Sarlaya und Jedea tranken Palmwein, Bull bestellte Sake.

„Was führt Sie eigentlich nach Morotai, Doktor Sarlaya?“ erkundigte er sich.

„Geschäftliche Dinge“, wick Wilma Sarlaya aus.

„Welche Geschäfte kann man mit dem Ezialismus auf den Molukken schon machen?“ wunderte sich Bull.

„Wir haben...“ Wilma Sarlaya zögerte, ihr Mund wurde ein schmaler, lippenloser Strich, als sie ihn zusammenpreßte. Dann entspannte sie sich wieder und fuhr entschlossen fort: „Sie erinnern sich vielleicht noch, daß sich der Ezialismus mit allen Wissensgebieten beschäftigt, Sir? Die Extra Zerebrale Integration geht, unter Verwendung oder Abwandlung der alten Dogmen, völlig neue Wege. Seit wir uns selbständig gemacht haben, können wir auf die stolze Zahl von über dreihundert bereits registrierten Patenten hinweisen - darüber hinaus haben wir die modernen Geisteswissenschaften mit einer Unzahl von Lehrsätzen bereichert. Solange der Ezialismus vom Solaren Imperium nicht als Wissenschaft anerkannt wird, müssen wir ihn leider kommerziell auswerten. Wir haben an ein hiesiges Unternehmen einen Androiden aus einer neuen Serie verkauft. Ich bin hier, weil ich mich darüber informieren wollte, welche Erfahrungen die Leute mit dem neuen Modell gemacht haben. Aber leider...“

„... brach der Androide unter den ersten Belastungen zusammen?“ vermutete Bull und mußte dafür einen giftigen Blick Wilma Sarlayas in Kauf nehmen.

„Die Firma existiert überhaupt nicht!“ erklärte sie. „Ich habe in allen möglichen Registern nachgeschlagen, aber die *Koppensnellers V. N.* ist nirgendwo verzeichnet.“

„Koppensnellers... das ist holländisch und heißt ‚Kopfschneller‘ -Kopf Jäger also“, sinnierte Bull. „Ich habe noch nie von einem Unternehmen dieses Namens gehört. Du etwa, Jedea?“

Djilolo-Jedea schüttelte den Kopf. Etwas zu hastig sagte sie: „Nein, nein. Aber wahrscheinlich handelt es sich um eine dieser Firmen, die Schrumpfköpfe verkaufen.“

„Schrumpfköpfe?“ Dr. Sarlayas Adamsapfel begann aufgeregt zu hüpfen. „Gibt es hier tatsächlich noch Kopffäger?“

„Ganz sicher nicht mehr“, beruhigte Bull sie. „Aber manche der alten Alfuren fertigen von rasierten Affenschädeln Schrumpfköpfe an. Die Touristen reißen sich darum.“

„Das ist ja abscheulich“, empörte sich Wilma Sarlaya. Sie leerte ihr Glas mit Palmwein auf einen Zug und bestellte beim Eingeborenenkellner ein zweites. „Wenn ich gewußt hätte, daß die *Koppensnellers* mit solch makabren Souvenirs handeln, dann hätte ich den Androiden nicht geliefert.“

„Hauptsache, sie haben gut dafür bezahlt“, warf Bull ein.

„Sir!“ Wilma Sarlaya wick vor ihm zurück. „Ihre Bemerkung ist geschmacklos - mit Verlaub gesagt. Wenn der Ezialismus auch auf kommerzielle Unterstützung angewiesen ist, so sind wir doch nicht käuflich. Wir suchen uns unsere Aufträge und die Auftraggeber nach strengen gesetzlichen und moralischen Gesichtspunkten aus. Es liegt uns fern, den Ezialismus durch zwielichtige Geschäfte in den Schmutz zu ziehen - wie Sie es eben angedeutet haben. Zugegeben, es ist eine Schmach, daß der Ezialismus auf dieses Niveau herabgedrückt wurde, aber die Schuld dafür liegt allein bei der terranischen Regierung. Wir haben uns um Subventionen beworben - nicht nur einmal -, aber unsere Forderungen wurden immer wieder



mit fadenscheinigen Begründungen abgelehnt.“

„Ich habe das doch gar nicht so gemeint“, versuchte Bull sie zu beruhigen. „Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie wenigstens bezahlt wurden, wo es sich doch offensichtlich um ein Schwindelunternehmen handelt.“

Wilma Sarlaya zwinkerte mit den Augen, als wolle sie aufsteigende Tränen unterdrücken. „Flensh hat einmal gesagt: ‚Da hast du ein Leben lang etwas getan, plötzlich wird es zu Nichts.‘ Aber ich habe mir nach seinem Tode geschworen, seine Ideen weiterzuführen, und ich widme ihnen mein Leben. Der Ezialismus ist sein Vermächtnis für die Menschheit, wir werden es immer in Ehren halten; wenn die Zeit gekommen ist, wenn der Mensch die nötige Reife erlangt hat, dann werden wir es übergeben...“

„Ich glaube Ihnen“, meinte Bull.

„Nichts glauben Sie mir“, fuhr sie ihn an.

Bull räusperte sich. „Schade, daß Sie mich mißverstanden haben. Ich wollte nichts Schlechtes über den Ezialismus sagen. Es stimmt, daß ich nicht von dieser Wissenschaft überzeugt bin, aber das können Sie mir nicht verdenken; immerhin habe ich schlechte Erfahrungen damit gemacht. Doch lassen wir das. Es war ein Mißverständnis, und es ist besser, wir reden nicht mehr davon.“ Er machte eine Pause, und als er ihr in die Augen sah, erkannte er an ihrem Blick, daß sie ihm gerne glauben wollte.

„Wie geht es den anderen?“ erkundigte er sich. „Ich meine, Kommandant Chester Wyland, seinen Stellvertreter George Mandell... Was die übrigen ehemaligen Männer der Ex-EZI 1 betrifft, erinnere ich mich nur noch an den Astronomen - wie hieß er doch gleich... ich glaube Rieda. Phillip Rieda, stimmt das?“

Auf Wilma Sarlayas Lippen stahl sich ein schlaues Lächeln, als sie bestätigend nickte. Sie sagte: „Nicht *ehemalige* Männer der Ex-EZI 1, Sir, denn unser Schiff wird in zwei Tagen von Terra starten.“

Bull war verblüfft. „Ich dachte, es sei verschrottet worden!“

„Nein, da sind Sie schlecht informiert“, erwiderte sie. „Wir haben damals gegen diesen Beschluß interveniert und durchgesetzt, daß wir die Ex-EZI 1 behalten dürfen. Wir landeten sie in der Victoria-Wüste und richteten ein Raumfahrtmuseum ein. Vor zwei Monaten haben wir die letzte Rate an die Regierung abgezahlt, jetzt gehört die Ex-EZI 1 wieder den Ezialisten. In zwei Tagen starten wir zu einem Pilgerflug nach Umtar, wo der Grundstein für das Erste Ezialistische Institut gelegt wird.“

„Natürlich“, rief Bull, „jetzt erinnere ich mich, daß ich in den Nachrichten davon gehört habe.“

Wilma Sarlaya taute langsam auf. Ihre Wangen röteten sich, und eifrig fuhr sie fort: „Wir haben für Propaganda gesorgt. Ein eigenes Presseschiff wird die Ex-EZI 1 bis an den Rand des Sonnensystems begleiten. Mit einer Agentur haben wir einen Vertrag abgeschlossen, der uns eine Million Solar für den Flugbericht garantiert. Außerdem haben sich dreißig TV-Stationen angesagt, die sich eine Direktübertragung des Starts und einige Interviews mit Ezialisten eine schöne Stange Geld kosten ließen. Unsere Bedingung war allerdings, daß während des Linearfluges über die zweiundfünfzigtausend Lichtjahre keine Reporter mit der Ex-EZI 1 mitfliegen dürfen. Dadurch sichern wir uns auch noch den Verkauf von Exklusivrechten für eventuelle Zwischenfälle. Das alles ist eine unbezahlbare Reklame für den Ezialismus - ich bin überzeugt, daß sich die Zahl unserer Anhänger dadurch verdoppeln wird. Aber das ist nicht einmal alles. Die Landung der Ex-EZI 1 auf Umtar wird alles andere in den Schatten stellen.“

„Und was haben Sie da ausgeheckt?“ erkundigte sich Bull.

„Perry Rhodan und seine Frau Mory höchstpersönlich werden die Ezialistenmannschaft bei ihrer Landung begrüßen!“

„Nein, das glaube ich nicht“, stöhnte Bull. „Es kann ganz einfach nicht wahr sein. Perry und Mory befinden sich mit der CREST IV auf einer Reise zu verschiedenen jungen

Kolonialwelten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß...”

Wilma Sarlaya unterbrach ihn. „Umtar ist die letzte Station auf Perry Rhodans Propagandareise. Wir haben es so eingerichtet, daß die Ex-EZI 1 kurz nach dem Großadministrator auf der altarkonidischen Welt landen wird. Wir haben schon alles arrangiert. Er hat sich damit einverstanden erklärt, uns offiziell zu begrüßen und den Grundstein für das Ezialistische Institut zu legen.“

„Sie hätten Werbechef bei einem großen Konzern werden können“, sagte Bull; innerlich ärgerte er sich, daß ihm Perry Rhodan nichts von seinem Entschluß mitgeteilt hatte. Laut fuhr er fort: „Es ist eigentlich schade, daß Sie Ihr Talent für den Ezialismus vergeuden.“

Wilma Sarlaya brauste nicht auf, wie es Bull halb und halb erwartete. Im Gegenteil, ihre Stimme wurde plötzlich rührselig.

„Wir haben zwar schon den prominentesten Mann des Solaren Imperiums“, meinte sie, „und ein Chef der Explorerflotte stünde nur in Rhodans Schatten - vorausgesetzt, er würde auf der Ex-EZI 1 mit nach Umtar fliegen. Aber Sie täten es schließlich ja um Michael Rhodans willen. Welche Freude wäre es für den Jungen, stiege er auf Umtar aus der Ex-EZI 1 und könnte seiner geliebten Mutter in die Arme fallen...“

„Moment mal“, stoppte Bull ihren Redeschwall. „Habe ich Ihren geschraubten Worten richtig entnommen, daß Sie mich für den Flug nach Umtar gewinnen möchten? Das schlagen Sie sich am besten aus dem Kopf!“

„Wollen Sie dem Jungen etwa das Recht, seine geliebte Mutter um einige Tage früher in die Arme zu schließen, nicht zubilligen?“ fragte sie spitz.

„Abgesehen davon“, entgegnete Bull, „daß Ihre Gefühlsduselei bei mir überhaupt keine Früchte trägt, liegt es gar nicht an mir, zu entscheiden, ob wir mitfliegen oder nicht. Ehrlich gesagt, ich wäre ganz froh, wenn ich Michael von hier fortbringen könnte...“ „An wem liegt es dann?“

„An Michael selbst. Ihm gefällt es auf den Molukken, und wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, dann bringen es tausend Teufel nicht fertig, ihn von seinem Entschluß abzubringen.“ Grollend fügte Bull hinzu: „Den Dickschädel hat er von seinem Vater.“

„Sprechen Sie noch einmal mit ihm“, meinte Wilma Sarlaya ermunternd. Sie erhob sich, ihr Blick wanderte zum Eingang. Sie strahlte. „Übrigens, da kommt Michael. Sie können gleich mit ihm sprechen - er ist ein ganz entzückender Junge. Ich komme in zwei Stunden an Ihrem Bungalow vorbei. Kann ich dann mit einem Bescheid rechnen?“

„Hm“, knurrte Bull. Er erhob sich höflich, als sich Wilma Sarlaya verabschiedete; sie winkte Djilolo-Jedea und fuhr Michael durch den wirren Haarschopf.

„Hallo“, grüßte Michael mit düsterer Miene und schien in diesen kurzen Gruß alle miteinzubeziehen. Er hatte ein zerknautschtes Exemplar der *Terra-News* unter den Arm geklemmt.

„Wo ist Myhra?“ erkundigte sich Djilolo-Jedea. „Ich habe deine Schwester den ganzen Tag nicht gesehen“, murrte Michael mit gesenktem Blick. „Aber wahrscheinlich steckt sie mit Buru-Slim zusammen.“

Bull warf Djilolo-Jedea einen bezeichnenden Blick zu. Er hatte schon gestern bemerkt, daß Michael den Eingeborenenjungen nicht leiden mochte. Er hatte Michael bereits zur Rede gestellt. Deshalb sagte er jetzt nur: „Buru-Slim ist ganz allein auf sich gestellt, dabei ist er erst zehn Jahre - und vergiß nicht, daß er auch taubstumm ist.“

„Weiß ich alles.“ Michael hob die Lider und sah Bully voll an. „Mir gefällt es hier nicht mehr.“

„Darauf trinke ich einen Scharfen!“

\*

*Dowen Konnery wurde von einem Alptraum kreuz und quer durch New-Tripolis gehetzt.*

Nach vier Stunden, als er meinte, seinen Verfolger abgeschüttelt zu haben, strebte er dem Hafen zu, wo die Annamara vor Anker lag. Der alte atombetriebene Mittelmeerkreuzer war als Kasino eingerichtet; immer wenn Downen Konnery einige Solar in der Tasche brannten, trieb es ihn dorthin.

Das Spielen war seine Leidenschaft. Was konnte ein Mann, dessen glänzende Karriere durch ein plötzliches Nervenleiden zerstört wurde, denn schon anderes tun als spielen? Vor zehn Jahren noch hatte er sich auf Atlans Flaggschiff IMPERATOR im Kampf gegen die Meister der Insel ausgezeichnet, jetzt war er Pensionär. O ja, man sorgte für ihn, nicht einmal schlecht sogar. Aber das half nichts, er war vom Leben enttäuscht, etwas in ihm war zerbrochen, und er versuchte beim Spielen zu vergessen.

Er hielt sich kaum zwei Stunden im großen Spielsaal auf, dann war er wieder blank. Mit den letzten fünf Solar ging er an die Bar.

„Wie immer, ums Ganze Scotch“, bestellte er beim Robot-Keeper. Er würde für die Banknote nur einen Doppelten bekommen, dabei hätte er eine ganze Flasche gebraucht, um seine grenzenlose Enttäuschung hinunterzuspülen. An seinen Alptraum dachte er nicht mehr.

Eine volle Flasche und zwei Gläser wurden vor ihm hingestellt. Downen Konnery sah auf und erblickte seinen Alptraum. Instinktiv griff Konnery zuerst nach der Flasche, schenkte sich ein Glas randvoll ein, kippte es hinunter, schenkte sich nach und trank es wieder auf einen Zug leer. Dann erst widmete er sich seinem Gegenüber.

„Was wollen Sie von mir!“ stieß er krächzend hervor.

„Das habe ich Ihnen schon einmal gesagt. Sie sollen mich töten!“

„Sie sind verrückt... oder ich bin es.“ Downen Konnery leerte sein drittes Glas. Die erste Wirkung des Whiskys stellte sich ein. Er hatte Halluzinationen. Auf der Theke vor ihm lag ein dickes Bündel Geldscheine.

„Das sind zwanzigtausend Solar“, sagte der Fremde wie aus weiter Ferne. „Das dürfte für Ihre kleine Mühe genügen.“

„Wieso...“ stammelte Downen Konnery; er mußte sich räuspern, bevor er fortfahren konnte.

„Wieso kommen Sie darauf, daß es für mich nur eine kleine Mühe ist, einen Menschen zu töten?“ Er trank wieder.

„Ich kenne Ihre Vergangenheit“, sagte der Fremde ruhig. „Sie waren Soldat, Sie haben Übung im Töten.“

„Halten Sie den Mund!“ Konnery sprang vom Hocker, griff nach dem Rockaufschlag seines Gegenübers. Er mußte blinzeln und strengte seine Augen an, um das verschwommene Oval vor sich als Gesicht zu erkennen - es war ein sehr trauriges Gesicht.

Ein Robot kam heran, und Downen Konnery ließ den Fremden schnell los. Als der Robot vorbei war, preßte er durch die Zähne: „Was wollen Sie damit sagen?“

Der Fremde erklärte: „Ich kenne Ihren Werdegang, und ich weiß auch, daß Sie zumindest einmal getötet haben. Erinnern Sie sich an einen bestimmten Tag im Januar des Jahres 2406, als Sie einen Mann mit der bloßen Faust...“

„Sie meinen Frank Daran?“ fuhr Konnery schnell dazwischen. Er versuchte dem Zittern seiner Hände mit einem großen Schluck Whisky beizukommen. Plötzlich sah er die Szene so deutlich vor sich, als habe sie sich erst vor wenigen Tagen abgespielt... Er rang mit Frank Daran im Innern eines Fluggleiters auf Leben und Tod; Daran stürzte derart unglücklich, daß ersieh das Genick brach...

„Ein Unfall“, verteidigte sich Konnery. „Außerdem war Doran ein Agent der Meister der Insel. Ich wurde für meine Tat ausgezeichnet...“

Der Fremde winkte unbeeindruckt ab, dabei blieb sein Gesicht eine Maske der Traurigkeit. „Mir ist es egal, aus welchen Motiven Sie Doran getötet haben - und verschanzen Sie sich nicht hinter der Ausrede, daß eine Kette von tragischen Umständen die Entscheidung herbeigeführt hätte. Nur das Ergebnis ist entscheidend. Sie haben bereits getötet, Sie werden es wieder können.“ Konnery beleckte sich die Lippen; er starrte auf das Banknotenbündel.



„Diesmal ist es etwas anderes“, sagte er. „Ich kann Sie nicht ganz einfach kaltblütig umbringen. Ich... ich bin kein Mörder - verstehen Sie das nicht?“

„Nein“, gestand der Fremde, „das verstehe ich nicht.“

Konnery trank - und seine Finger liebkosten das Banknotenbündel. Anfangs hatte er den Fremden für verrückt gehalten, er ließ sich von ihm durch halb New-Tripolis jagen. Jetzt war es etwas anderes, Geld war mit im Spiel! Er begann die Sache ernst zu nehmen. Aber, fragte er sich, würde er einen Menschen für Geld umbringen können? Nein, so tief war er noch nicht gesunken.

„Sehen Sie“, lallte Konnery und versuchte krampfhaft, seine Gedanken in logische Bahnen zu lenken, „Sie haben mir nichts getan. Sie gefährden weder mein Eigentum, noch mein Leben. Sie sind auch keine Gefahr für meine Mitmenschen... also fehlt mir jegliche Basis... ich meine, selbst... selbst wenn ich noch so nüchtern - ha, ha, nüchtern ist gut -, wenn ich noch so ernsthaft nach einem Grund suche, Sie zu töten, finde ich keinen. Und einen Grund braucht man!“

Der Fremde tippte wortlos auf das Bündel Geldscheine.

Konnery lachte bitter. „Ja, ja, für manchen sind das zwanzigtausend gute Gründe, um jemand abzumurksen, aber...“ Konnery griff blitzschnell in die Innentasche seines Jacketts und holte einen handlichen Blaster hervor. Er flüsterte vertraulich: „Wenn Sie unbedingt ins Jenseits wollen, dann verkaufe ich Ihnen meine Waffe. Suchen Sie sich ein stilles Örtchen aus und machen Sie Schluß. Selbstmord, dadurch entstehen die geringsten Schwierigkeiten.“

„Ich kann nicht Selbstmord begehen.“

Konnery spielte mit seinem halbvollen Glas und starrte auf die Banknoten. Er nippte und - ließ das Geld nicht aus den Augen.

„Warum wollen Sie denn überhaupt sterben?“ fragte er.

„Wozu sollte ich leben?“

Konnery war schon viel zu betrunken, um einen Sinn in dieser Gegenfrage zu entdecken.

Der Fremde bat eindringlich: „Töten Sie mich, bitte!“

Er wollte es ja so - er bat um den Tod. Und er zahlte dafür auch noch. Gewissensbisse hin, Gewissensbisse her; wenn man später vielleicht von Alpträumen geplagt wurde, konnte man sich immer noch besaufen. Immerhin, zwanzigtausend Solar, da konnte man leicht weich werden.

Einerseits war es sauer verdientes Geld, andererseits brauchte man aber nur auf den Abzug zu drücken...

Konnery steckte das Banknotenbündel ein und ließ gleich darauf auch den Blaster in der Achseltasche verschwinden. Schwankend erhob er sich auf die Beine und winkte dem Fremden, ihm zu folgen. Gemeinsam verließen sie das Kasinoschiff.

Ich bin schon so voll, daß ich kaum mehr zielen kann, dachte Konnery; ich werde eben ganz nahe herangehen müssen.

Er führte den Fremden in eine der wenigen dunklen Gassen des Hafenviertels.

„Stellen Sie sich dort in den Hausflur“, befahl er. Er war in Schweiß gebadet. Mit unsicheren Fingern holte er den Blaster hervor.

„Wollen Sie es hier tun?“ erkundigte sich der Fremde interessiert.

„Paßt Ihnen der Platz vielleicht nicht?“ Konnery war wütend.

„Der Platz ist egal“, beschwichtigte ihn der Fremde.

Konnery hob die Waffe. Er kniff ein Auge zu. Der Arm mit der Waffe begann zu schwanken, Konnerys Opfer wurde verschwommen. Er ging näher an den Hausflur heran. Eigentlich mußte es ganz leicht sein, dem Fremden den „kleinen Gefallen“ zu machen. Außerdem zahlte er gut dafür... Ich habe ja vorher auch schon getötet, dachte Konnery.

Die kühle Luft begann zu wirken und ernüchterte ihn. Mit einem Schlag konnte er wieder klar sehen.

Los, abdrücken - und die zwanzig tausend gehören dir!

*„Sie wollen, daß ich Sie töte, ja?“ schrie Konnery hysterisch. „Sagen Sie, daß Sie es wollen!“ „Ich will es“, antwortete der Fremde. „Bitte!“*

*Und er riß sich das Gewand vom Leib. Konnery sah das Glitzern in seinen Augen, das Flehen und die fanatische Freude. Er war nun vollkommen nüchtern, blickte erschrocken auf seine Hand, die immer noch die Waffe umfaßte. Er starrte sie an, als sähe er sie zum erstenmal. Dann wanderten seine Augen zu dem Fremden, der mit entblößtem Oberkörper, das Gesicht zu den Sternen erhoben, im dunklen Hausflur kniete.*

*„Nein“, stammelte Konnery, „nein, nein. „Dann schrie er: „Nein, ich bin kein Mörder!“*

*Er warf den Blaster in weitem Bogen von sich, dann hetzte er schreiend die finstere Gasse hinunter.*

*Ich kann keinen Wehrlosen erschießen - nicht für zwanzigtausend, nicht für eine Million, um nichts in der Welt. Ich bin kein Mörder...*

*Er erreichte die schmutzige Straße, in der sein Hotel lag, und hastete die baufällige Treppe hinauf in sein schmutziges, schäbiges, baufälliges Zimmer. Er warf das Banknotenbündel in die Luft und ließ sich aufs Bett fallen.*

## 2.

Michael Rhodan kannte, wie kaum ein anderer Junge seines Alters, die Sonnen- und Schattenseiten des Lebens gleichermaßen. Der Sohn des Großadministrators, des mächtigsten Mannes im Solaren Imperium, zu sein, bedeutete nicht nur Sorglosigkeit, gediegene Ausbildung, Reisen zu fernen Sternen und ein abenteuerliches Leben. Die Kehrseite der Medaille war und Michael Rhodan erkannte dies sehr wohl -, daß man es im Schatten des berühmten Vaters sehr schwer hatte, einen eigenen Weg zu gehen, eine eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Er war nicht einfach Michael Rhodan, er war der Sohn Perry Rhodans.

Und ähnlich erging es seiner Zwillingschwester Suzan.

Es trat nicht immer offen zutage, daß Michael als Rhodans Sohn beneidet, bevorzugt oder gehaßt wurde; oft zeigte es sich nur an Kleinigkeiten, aber Michael hatte durch langjährige Übung eine Art sechsten Sinn dafür entwickelt und erkannte schnell, ob er unparteiisch oder als der „junge Rhodan“ behandelt wurde.

Es war nicht leicht für ihn, ehrliche Freunde zu gewinnen - vor allem gleichaltrige Freunde. Vielleicht wäre das bei einem Jungen mit weniger Feingefühl nicht so tief gedrungen, denn Gefährten, die sich um ihn kümmerten und ihn weitgehend auch psychologisch richtig erzogen, hatte er viele.

Allen voran waren da seine Eltern, die trotz ihrer wichtigen Regierungsgeschäfte sehr viel Zeit für Suzan und ihn aufwendeten; Gucky, der Mausbiber, der immer zu Spaß aufgelegt war und in dessen Gesellschaft nie Langeweile aufkam; Onkel Bully, der schon unzählige Streiche Michaels vertuscht hatte; Onkel Atlan, hinter dessen Strenge und Nüchternheit sich sehr viel Einfühlungsvermögen in die Psyche eines Kindes verbarg... und nicht zuletzt gab es noch die Mutanten des Korps, von denen schon jeder einmal als Kindermädchen fungiert hatte. Sie alle gaben Suzan und Michael sehr viel, aber den Umgang mit Gleichaltrigen konnten sie ihnen nicht ersetzen...

Nachdem Michael Onkel Bully in der Bar aufgesucht und unmißverständlich erklärt hatte, daß es ihm auf den Molukken nicht mehr gefiele, zog er sich sofort auf sein Zimmer zurück. Die kalte Platte, die ihm Djilolo-Jedea hereingebracht hatte, rührte er nicht an. Er hatte keinen Hunger. Er lag angekleidet auf seinem Bett und starrte in die beginnende Dämmerung.

Die Ferien hatten so vielversprechend angefangen. Onkel Bully hatte bereits in Rom, bevor sie durch den Transmitter schritten, für Michaels Leibwache gesorgt. Es handelte sich um vier USO-Spezialisten, die ihn in zwei Schichten beschützen sollten. Michael paßte es nicht recht,

daß sich immer zwei Schatten an seine Fersen hefteten, denn er liebte die Freiheit bereits jetzt schon über alles. Aber er sah die Notwendigkeit dieser Maßnahme ein, denn das Leben von Perry Rhodans Sohn war gefährdeter als das eines jeden anderen Jungen. Onkel Bully tat noch ein übriges und meinte, es wäre besser, wenn Michaels wahre Identität verschwiegen würde. Er fügte hinzu: „Die Wahrheit wird zwar früher oder später zutage treten, aber zumindest bist du die erste Zeit von Gaffern verschont.“

Als sie auf Morotai aus dem Transmitter traten, spürte Michael sofort, daß er die Ferien genießen würde. Der Bungalow, in dem sie wohnen sollten, lag nahe dem Badestrand, und es gab nicht zu viele Touristen. Michael lernte Djilolo-Jedea kennen und deren jüngere Schwester Myhra; beide würden bei ihnen im Bungalow wohnen.

Myhra war in Michaels Alter; ihm imponierte es, daß sie gleich von Anfang an keinerlei Scheu ihm gegenüber zeigte. Er führte ihre Natürlichkeit zwar darauf zurück, daß sie nicht wußte, wer er war, aber das änderte nichts daran, daß er sich rasch mit ihr anfreundete.

Am ersten Tag lehrte ihm Myhra, wie man auch ohne Sauerstoffgerät längere Zeit unter Wasser bleiben konnte; unter ihrer Anleitung lernte er schnell, wie man ein Auslegerboot steuerte und wie man Krebse mit der bloßen Hand fing. Am ersten Abend ließ er sich von Onkel Bully das Versprechen geben, Myhra um nichts in der Welt zu verraten, daß er Michael Rhodan sei.

„Wie du meinst, Junge“, sagte Onkel Bully damals.

Am zweiten Tag seines Aufenthaltes fuhr er mit Djilolo-Myhra auf einem Auslegerboot zu der nahen Insel Ternate. Die Geodynamiker hatten für diesen Tag einen Vulkanausbruch vorausgesagt, und dieses Erlebnis wollte sich Michael nicht entgehen lassen.

Als sie bald nach Sonnenaufgang mit einem großen Auslegerboot hinausfuhren, machte ihn Myhra darauf aufmerksam, daß zwei von den insgesamt sechs Ruderern ganz bestimmt keine Eingeborenen waren. Michael vermutete sofort, daß es sich um zwei verkleidete USO-Spezialisten handelte.

„Mit denen erlaube ich mir einen Spaß“, hatte er Myhra zugehaut.

Sie verhielt sich abwartend im Hintergrund, während er sich neben den einen USO-Agenten setzte und interessiert zusah, wie er sich mit dem Ruder abmühte.

„Sie können das aber!“ meinte Michael in gespielter Bewunderung.

Im Hintergrund kicherte Myhra.

Der verkleidete USO-Agent sagte: „Ja, mein Junge, ich sein in Einbaum aufgewachsen.“

„Sie sein großes Ruderer“, öffte Michael den USO-Spezialisten nach. „Und Ihren dunklen Teint haben Sie nicht zufällig durch Biomolplast?“

Im gleichen Augenblick kniff er den USO-Spezialisten in die Backe und riß ein Stück der Biomolplasthaut ab.

„So ein Teufelsbraten“, schimpfte der USO-Spezialist unter Michaels und Myhras Gelächter.

„Da stehen wir zwei Stunden früher auf, und nun ist die ganze Maskerade umsonst.“

Die beiden USO-Agenten waren die ganze Fahrt bis nach Ternate damit beschäftigt, das Biomolplast von ihren Körpern zu schälen.

Vom Vulkanausbruch war Michael enttäuscht; es fand nur eine einzige klägliche Eruption statt, und die förderte nicht die erwartete Lava herauf, sondern nur etwas Asche. Trotzdem war der Ausflug ein voller Erfolg, und die Zeit verging viel zu rasch. Als der Abend nahte, schlugen die Eingeborenen vor, die Nacht über auf Ternate zu bleiben und erst am nächsten Morgen nach Morotai zurückzurudern. Michael und Myhra waren davon begeistert. Die USO-Spezialisten berieten über diesen Vorschlag, holten ein als Picknick-Korb getarntes Bildsprechgerät herbei und setzten sich mit Reginald Bull in Verbindung.

Onkel Bully gab sein Einverständnis. Michael ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen, um seinem Patenonkel die neuesten Erlebnisse zu schildern, von diesen tollen Ferien im allgemeinen und Djilolo-Myhra im besonderen zu schwärmen.

„Myhra ist einfach prima“, meinte er. „Sie hätte es verdient, ein Junge zu sein.“

In dieser Nacht schlief Michael zum erstenmal in seinem Leben unter freiem Himmel. Zwar ahnte er, daß die USO-Agenten viele Sicherheitsvorkehrungen getroffen hatten, und als ein Hubschrauber in der Nähe landete, wußte er, daß Verstärkung gekommen war, aber das alles konnte seinen Überschwang nicht dämpfen.

Bevor er in seinem durchsichtigen Gazezelt einschlief, kam Myhra zu ihm herüber.

„Pst“, machte sie. „Wollen wir Geheimnisse austauschen?“

„Du hast doch kein Geheimnis“, sagte er in dem überheblichen Ton, den Jungen Mädchen gegenüber gerne verwenden.

Hartnäckig erwiderte sie: „Doch, ich habe ein Geheimnis. Aber es liegt drüben auf Djilolo.“

„Djilolo? Du heißt doch Djilolo.“

„Ich heiße nach der Insel so. Jeder von uns hat zu seinem Taufnamen noch den Namen einer Insel.“

„Warum das?“

Sie zuckte die Schultern. „Weiß ich nicht. Das ist schon über dreihundert Jahre so.“ Sie zuckte wieder die Schultern. „Ich weiß nicht, warum.“

„Was ist nun mit deinem Geheimnis?“ fragte er ungeduldig.

Sie kam noch näher und flüsterte geheimnisvoll: „Es ist eine große unterirdische Höhle... nein, es sind viele Höhlen! Dort ist es unheimlich. Wenn du willst, führe ich dich hin, aber du darfst niemandem davon erzählen. Versprichst du das?“

„Ich verspreche es“, sagte Michael feierlich. Er runzelte die Stirn. „Aber die Sache hat einen Haken...“

„Ja, ich weiß, deine Aufpasser.“ Myhra kicherte. „Ich habe mich schon gewundert, warum ein so großer Junge wie du noch Beschützer braucht.“

„Das verstehst du nicht“, fuhr er sie an. Als sie sich gekränkt zurückziehen wollte, hielt er sie zurück. „Wenn du mir die Höhle gezeigt hast, werde ich dir auch ein Geheimnis verraten“, versprach er schnell.

Sie nickte versöhnt. „Aber wir müssen deine Beschützer abschütteln.“

„Ich werde mir etwas einfallen lassen.“

Er lag noch lange wach, bis er eine Lösung des Problems gefunden hatte. Er war ein Meister im Entwischen, die Männer seines Vaters würden ihm das jederzeit bestätigen - angefangen bei Gucky, über Julian „Tiff“ Tifflor, bis Iwan Iwanowitsch Goratschin...

\*

Als sie am Morgen nach Morotai zurückruderten, hatte Michael den Plan mit Myhra durchgesprochen. Myhra hatte den Ruderern gesagt, sie sollten ganz nahe an der Insel Djilolo vorbeifahren. Wie verabredet, erklärte Michael bekümmert, daß er vergessen hatte, für Onkel Bully ein Geschenk mitzubringen; und Myhra schlug vor, daß er doch auf Djilolo ein Souvenir besorgen könne. Der Rest war ein Kinderspiel. Das Auslegerboot fuhr die Insel an einer unübersichtlichen Stelle an, die Myhra den Ruderern schon vorher beschrieben hatte. Bevor die beiden USO-Spezialisten noch Verdacht schöpften, sprangen Michael und Myhra kopfüber ins Meer - sie schwammen unter Wasser und tauchten erst im Innern einer Grotte auf.

Michael war erschöpft, als er über den ausgeschwemmten Fels aus dem Wasser kletterte. Er wollte etwas sagen, aber Myhra hielt ihm ihre Hand auf den Mund.

„Wir müssen sehr leise sein“, flüsterte sie. „Vielleicht ist jemand hier.“

„Wer sollte denn hier sein?“ erkundigte sich Michael.

„Die *Koppensnellers*“, antwortete Myhra. „Die Kopfjäger...“

*Sie will mir nur Angst machen*, dachte Michael.

In der Grotte war es dunkel. Myhra nahm seine Hand und führte ihn in eine enge, finstere Höhle hinein. Die Höhle wurde immer niedriger, so daß sie bald nur noch auf allen vieren

weiterkamen. Michaels Knie waren bald zerschunden, aber er getraute sich nicht zu klagen, weil auch Myhra keinen Laut von sich gab. Er biß die Zähne zusammen.

Der Felsspalt führte bald darauf in die Höhle und wurde so schmal, daß Michael sich nur mit Mühe hindurchzwängen konnte. Er war froh, als die Höhle wieder geräumiger wurde. Plötzlich wich auch die Finsternis einem flackernden Licht.

Michael sah Myhras Silhouette vor sich, sie streckte ihm die Hand entgegen und half ihm auf eine Felsplattform hinauf. Als er neben ihr war, preßte sie ihren Zeigefinger fest gegen die Lippen, ihre Augen glitzerten groß. Spiegelte sich Angst darin? Michael sah von der Plattform hinunter in eine geräumige Höhle, die von einigen Fackeln ausgeleuchtet wurde - und meinte, das Herz setze ihm für einen Moment aus.

Er hatte im Sensitivkino schon oft die Riten alter Naturvölker miterlebt; es waren schaurige, haarsträubende Szenen gewesen, aber sie verblaßten gegen die Wirklichkeit. Hier sah Michael die Wirklichkeit.

An den Wänden der Höhle hingen Schrumpfköpfe, das Licht der Fackeln drang nicht bis in ihre tiefen Augenhöhlen. In einer Ecke war ein Sandberg aufgehäuft; ein Eingeborener war eben dabei, einen Schädel abzuhäuten und mit Sand aufzufüllen. Ganz in der Nähe stand ein Kessel über einem offenen Feuer. Eine graue Wurzelbrühe brodelte darin.

Aus einem Seitengang kamen zwei weitere Eingeborene, sie trugen eine Schaufensterpuppe mit sich, zumindest sah der Gegenstand wie eine Schaufensterpuppe aus. Aber Michael erkannte an verschiedenen Merkmalen, daß es sich um einen Roboter handelte; um ein sehr billiges Modell allerdings. Die Eingeborenen stellten den Roboter auf die Beine, dann aktivierten sie ihn und warteten in seiner Nähe.

Plötzlich schoß aus dem Seitengang ein in Lumpen gehülltes Etwas heraus. Michael konnte keine Einzelheiten feststellen, aber er schätzte, daß das Ding ungefähr so groß war wie er; es hatte Arme und Beine und einen ver mummt en Kopf - nur für die Augen waren Löcher freigelassen. In seiner Rechten blitzte ein Messer.

Als der Roboter des Messers gewahr wurde, machte er einen Satz zur Seite. Das Ding hetzte hinter ihm her. Das Messer durchschnitt die Luft. Der Roboter riß eine Fackel aus der Halterung, wirbelte herum und stieß sie dem Ding entgegen - es wich geschickt aus, beschrieb mit dem Messer einige Kreise, täuschte einen Angriff von links vor, und als der Roboter die Fackel in diese Richtung schleuderte, kam das Ding von rechts. Es tänzelte unter den Pranken des Roboters hindurch, sprang in die Höhe und schwang das Messer ruckartig. Es gab ein Geräusch, als entweiche die Luft aus einem Überdruckbehälter - und der Kopf des Roboters rollte zu Boden.

Ein Mann löste sich aus dem Schatten eines Stollens und kam zu den Eingeborenen. Er hatte die Hautfarbe eines Eingeborenen, aber er trug einen hellen, eleganten Seidenanzug.

Michael starrte ihn an und sah dabei nur sein Gesicht. Es war lang und schmal und über und über mit kunstvollen Tätowierungen übersät. Michael glitt zurück, tiefer in den Schatten des Felsspalt es. Er zitterte am ganzen Körper. Plötzlich verlor er den Halt und rutschte ab. Myhra griff nach seiner Hand, verfehlte sie aber. Steine lösten sich und fielen mit Michael den Felskamin hinunter. Er spürte, wie an verschiedenen Körperstellen die Haut abgeschürft wurde, aber er spürte keinen Schmerz, er war froh, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Er zwängte sich durch die Verengung des Felsens, kletterte verkehrt aus der niederen Höhle, erreichte die Grotte, schöpfte nur kurz Atem und sprang - als er sah, daß Myhra ihm folgte - hinein in das grünlich schimmernde Wasser. Mit offenen Augen tauchte er und schwamm mit kräftigen Stößen. Als er die Luft knapp werden spürte, blickte er ängstlich über sich, aber da war nur Fels. Das offene Meer schien in unendlicher Ferne zu sein. Ein Schatten glitt an ihm vorbei, er sah Myhras langes Haar. Er mußte ausatmen und... einatmen. Er tat es, bekam aber keine Luft. Er versuchte wieder einzuatmen, aber da erfaßte ihn ein Schwindel, seine Arme schlugen wie von selbst um sich. Er wehrte die Klauen ab, die von überallher nach ihm griffen... ein Gesicht, groß wie ein Ballon, erschien vor ihm, die Backen

waren aufgebläht, die Augen quollen groß und unnatürlich hervor - er schlug danach... die Bewegung war fahrig, sein Arm wurde kraftlos...

Er erfuhr später, als er wieder zu sich kam, daß Myhra zurückgeschwommen war und ihn aus der Unterwasserhöhle geholt hatte. Auf die Notrufe der USO-Spezialisten hin kam ein Hubschrauber und brachte sie nach Morotai.

An diesem Tag hatte Djilolo-Myhra ihm das Leben gerettet, am nächsten verriet sie ihn.

\*

Onkel Bully hatte ihm hart zugesetzt, aber Michael verriet nichts von Myhras Geheimnis. Immer wieder wollte Bully wissen, was sie denn auf Malmahera - so nannte er die Insel Djilolo - zu suchen gehabt hätten. Michael schwieg weiter.

„Ich habe Myhra mein Ehrenwort gegeben“, war sein ganzer Kommentar, und Onkel Bully mußte schließlich eingesehen haben, daß Michael durch nichts zum Wortbrecher werden wollte. Er ließ ihn danach in Ruhe.

Vor dem Schlafengehen sagte Michael sehr ernsthaft: „Ich werde Myhra heiraten - natürlich erst, wenn ich alt genug dazu bin.“ Bevor Onkel Bully dann sein Zimmer verließ, rief ihn Michael noch einmal zurück und bat ihn, die beiden USO-Agenten nicht zu strafen. Onkel Bully versprach es. Aber er zog trotzdem die Konsequenzen. Als er am anderen Tag von Michales Plan erfuhr, in einer entlegenen Bucht der Insel nach „versunkenen Schätzen zu tauchen“, kamen er und Djilolo-Jedea mit.

\*

Eine halbe Stunde, nachdem sie der Geländewagen in die bezeichnete Bucht gebracht hatte, waren sie damit beschäftigt, die Taucheranzüge anzulegen. Obwohl Michael am liebsten mit Myhra alleine getaucht wäre, bestand Onkel Bully darauf, sie zu begleiten.

Michael saß mit Myhra etwas abseits im Sand, der USO-Agent hatte den Sitz ihrer Taucheranzüge überprüft und zog sich wieder in sein schattiges Versteck zurück.

„Gibt es hier wirklich versunkene Schätze?“ fragte Michael.

„Hm“, machte Myhra.

„Richtige Schatztruhen von Schmugglern, Piraten oder anderen alten Seefahrern?“ bohrte Michael weiter.

„Nicht direkt“, sagte Myhra. „Weißt du, es handelt sich nur um Schatztruhen, die von den Reisebüros versenkt worden sind. Es ist nur eine von den Touristenattraktionen.“

„Aha“, machte Michael. Ihm war Myhras kühles Verhalten nicht entgangen. Er sah zu ihr hinüber und beobachtete eine Weile, wie sie unschlüssig mit ihrer Atemmaske spielte. Plötzlich fragte er rundheraus: „Was hast du denn heute morgen, Myhra?“

„Ich? Nichts.“

„Doch, du hast etwas, ich merke es deinem Verhalten an. Bedrückt dich irgend etwas? Bin ich schuld daran? Ich kann mir zwar nicht denken, was ich getan haben könnte, aber du kannst es mir ruhig sagen. Ich will nicht, daß durch ein Mißverständnis...“

„Also schön“, entgegnete Myhra. „Ich habe zwar gehofft, daß du von alleine darauf kommen würdest, aber wenn du schon fragst, kann ich dich darauf hinweisen. Du bist mir noch ein Geheimnis schuldig.“

Daran hatte Michael nicht mehr gedacht - oder besser gesagt, er wollte absichtlich nicht daran denken. Als er ihr gestern versprach, sein Geheimnis preiszugeben, da wollte er ihr seine wahre Identität verraten. Aber jetzt hätte er es lieber nicht getan. Er hatte Angst, ihre Freundschaft könnte darunter leiden.

„Was ist?“ drängte Myhra.

„Nun...“, begann er, dann holte er tief Luft: „Ich bin Perry Rhodans Sohn.“ Dabei beobachtete



er sie; doch sie zeigte keine Reaktion, sie starrte nur ausdruckslos vor sich in den Sand. Er fügte hinzu: „Ich bin Michael Reginald Rhodan.“ Sie sagte immer noch nichts.

Eine eisige Hand griff nach seinem Herzen, seine Kehle wurde trocken, deshalb sprach er schnell weiter.

„Es ist nicht so interessant wie dein Geheimnis“, sagte er, „und ich weiß, daß ich es dir schon früher hätte sagen können, aber ich wollte es überhaupt nicht sagen. Jetzt weißt du es.“

„Ist es wahr?“

„Was?“

„Daß der Großadministrator dein Vater ist?“

„Ja...“

Sie starrte ins Nichts, während sie die Atemmaske anlegte.

„Sprechprobe“, tönte Onkel Bullys Stimme aus Michaels Kopfhörer. „Michael?“

Michael stülpte die Hörer über die Ohren und sagte: „Verständigung gut.“

„Myhra?“

Sie antwortete nicht.

„Kannst du mich hören, Myhra?“ ertönte Onkel Bullys Stimme.

„Du mußt die Kopfhörer über die Ohren schieben“, klärte Michael sie auf.

Sie tat es und sagte dann mit leiser Stimme in die Atemmaske, in die ein Mikrophon eingebaut war: „Ja.“

„Es macht dir doch nichts aus?“ fragte Michael übers Mikrophon und blickte das Alfurenmädchen an. „Myhra? Es ändert doch nichts an unserer Freundschaft. Wir bleiben doch Freunde.“

„Wie lange?“ kam es leise.

„Was, wie lange?“ fragte Michael zurück.

„Das alles.“ Ihre Stimme klang wieder normal. „Wie lange bleibst du?“

„Ach, deswegen“, entfuhr es Michael erleichtert. „Wir bleiben noch mindestens zwei Wochen hier. Nicht wahr, Onkel Bully?“

„Höchstens“, antwortete Bully erheitert. „Vergiß nicht, daß Perry - ich meine, dein Vater — in zwei Wochen wieder nach Terra kommt.“

„Na, es sind immerhin noch zwei Wochen, die wir auf Morotai bleiben können“, meinte Michael leichthin. Dann fiel ihm ein, daß zwei Wochen andererseits eigentlich kurz - *viel zu kurz* - waren. Das fand wahrscheinlich auch Myhra, deshalb benahm sie sich plötzlich so reserviert. Michael glaubte nun zu erkennen, daß sie ihn ebenfalls recht gerne mochte; und wahrscheinlich befürchtete sie, daß ihre Freundschaft nur noch diese zwei Wochen dauern würde. Ein kurzer, schmerzvoller Abschied, auf Nimmerwiedersehen!

Noch während er diesen Gedanken nachging, sagte er spontan: „Du kannst mitkommen, Myhra!“

„Das geht doch nicht“, sagte sie. Aber Michael meinte, ihrer Stimme einen hoffnungsvollen Unterton zu entnehmen.

„Natürlich geht das“, sagte Michael schnell. „Und ob das geht!“

„So“, unterbrach Onkel Bully, „aber jetzt nichts wie hinein in die kühlen Fluten. Ihr könnt später auch noch weiterträumen. Ich fühle mich in dem Taucheranzug bereits wie in einer Sauna.“

Onkel Bully und Djilolo-Jedea gingen zum Strand hinunter. Michael und Myhra folgten ihnen Hand in Hand.

Während des Tauchens hatte Michael überhaupt keine Augen für die farbenprächtigen Wunder der Unterwasserwelt. Er schwärmte Myhra von der Herrlichkeit des Weltraums vor; er begann mit den Ausflügen zum Mond, entlockte ihr entzückte Ausrufe, als er die Atmosphäre eines Raumschiffes schilderte und die Eigenheiten verschiedener anderer Sonnensysteme in Worte kleidete. Dabei bemühte er sich, nicht den Eindruck eines Angebers zu erwecken. Und immer wieder betonte er, daß Myhra dies alles selbst erleben könnte.

Er hätte noch stundenlang schwärmen können, und Myhra hätte ihm bestimmt fasziniert gelauscht, aber da schaltete sich Onkel Bully ein.

„Jetzt ist aber genug damit“, sagte er ungehalten, während sie eine Korallenbank umschwammen. „Setze dem armen Mädchen keine Flausen in den Kopf. Der Abschied wird dadurch nur noch schwerer.“

*Sei bitte still, Onkel Bully*, dachte Michael. Aber sein Patenonkel schien nicht zu ahnen, wie ernstgemeint Michaels Vorhaben, Myhra den Weltraum zu zeigen, war. Onkel Bully sprach weiter: „Myhra hat ihren Platz hier, auf den Molukken. Wenn sie älter ist und selbst über ihr Leben entscheiden kann, dann kann sie sich immer noch die Welt ansehen. Und du solltest auch an Jedea denken. Sie muß Myhra eine Mutter ersetzen, und das wird ihr dadurch nicht erleichtert, wenn du Myhra mit deinen Phantastereien ansteckst.“

„Du könntest Djilolo-Jedea doch bitten, auch mitzukommen“, meinte Michael.

„Schluß damit!“ Onkel Bullys Reaktion kam sehr heftig. Michael vermutete, daß er ihn in Verlegenheit gebracht hatte, und das freute ihn.

Eine Viertelstunde später entdeckte Jedea eine kleine Schatulle zwischen den Unterwassergewächsen. Sie kehrten mit ihrem Fund an Land zurück und zogen sich um. Dann öffneten sie die Schatulle. Wie nicht anders erwartet, fand sich darin ein Zettel, auf dem einige Tips für die Auffindung der großen Schatzkiste standen.

„Nein, für heute habe ich genug“, stöhnte Onkel Bully und blickte nach der Uhr. „Jetzt müßte eigentlich bald der Kopter mit dem Mittagessen kommen. Nach dem Essen können wir ein kleines Schläfchen halten, und dann... na, da werden wir schon weitersehen. Was meint ihr dazu?“

Niemand gab ihm eine Antwort. Myhra hatte die ganze Zeit über zur Bucht hinuntergestarrt, wo ein kleiner Einbaum gegen die Brandung ankämpfte. Plötzlich rief sie: „Da, seht ihr das Boot? Das wird Buru-Slim sein!“

Als sich Michael nun in der Dämmerung seines Zimmers an diese Szene zurückerinnerte, da redete er sich ein, daß er bereits damals die Ahnung gehabt hatte, Buru-Slim würde einen Keil zwischen ihn und Myhra treiben. Aber natürlich war nicht allein Buru-Slim an den späteren Ereignissen schuld...

\*

*Ungefähr zur gleichen Zeit hatte Eimer Coogan ein Erlebnis, das ihn in den Wahnsinn trieb. Eimer Coogan war keineswegs ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft - im Gegenteil, er war ein Doppelmörder; und da die Kunst der Psychologen an ihm gescheitert war, saß er nun seine lebenslängliche Kerkerstrafe im Gefängnis des Planetoiden Juno ab.*

*Es wurde zwar sehr viel von Demolition gesprochen, einer Heilmethode, die selbst aus Massenmördern gutbürgerliche Menschen machen sollte, aber das war noch Zukunftsmusik. Eimer Coogan machte sich nichts vor. Er wurde als „bestialisch“ und „skrupellos“ eingestuft und hatte kaum eine Chance, sein Gefängnis jemals verlassen zu können. Demolition hin, Demolition her: Er, Eimer Coogan, würde in der Haft sein Leben beschließen.*

*Er lag wie meistens auf seinem Sicherheitsbett und beschäftigte sich in Gedanken mit Gott und der Welt. Mit einem leisen Lächeln dachte er gerade daran, wie unglaublich es ihm früher erschienen war, daß schwere Jungens in ihren letzten Stunden mit einemmal fromm wurden. Jetzt konnte er das besser verstehen. Und er dachte eben auch daran, daß er wieder ein Ding drehen würde, wenn man ihn unter Menschen ließe - er war eben ein pathologischer Gewaltverbrecher. Nur hier in der Abgeschiedenheit seiner Zelle konnte er ehrlich sein. Wenigstens zu sich selbst.*

*Eimer Coogan sprang auf die Beine. Er hatte ein Geräusch gehört.*

*„Robot?“ fragte er. Aber er wußte, daß es sich nicht um einen Wärterroboter handelte, denn die schlichen sich nicht an.*

*„Würden Sie mir helfen?“ fragte eine Stimme aus dem Nichts.*

*Eimer Coogan zuckte zusammen, dann wich er automatisch einen Schritt zurück. Er starrte in die Richtung, aus der die Stimme kam. Der Sprecher mochte drei Meter von ihm entfernt sein.*

*„Wer sind Sie?“ fragte Coogan. „Ich kann Sie nicht sehen.“*

*Langsam wurde es hell. Das Licht kam nicht von der Deckenbeleuchtung, es kam von nirgendwo und war doch überall. Coogan sah einen Mann in einem modischen Straßenanzug vor sich. Er hatte ein Pferdegesicht und traurige Dackelfalten in den Mundwinkeln. „Was wollen Sie?“ erkundigte sich Coogan erschrocken. „Daß Sie mich töten“, antwortete das Pferdegesicht. Coogan wich bis an die Wand zurück. „Erschrecken Sie nicht“, sagte das Pferdegesicht. „Ich verlange nichts umsonst. Ich gebe Ihnen vierzigtausend Solar - und Ihre Freiheit noch dazu.“ „Gehen Sie“, stöhnte Coogan. „Verschwinden Sie!“*

*„Sie glauben mir nicht?“ erkundigte sich das Pferdegesicht. „Es liegt in meiner Macht, Sie zu befreien.“*

*„Robot! „brüllte Coogan. „Robot! Robot!“*

*„Die Wärter können Sie nicht hören“, sagte das Pferdegesicht ruhig. „Niemand hört uns, wir sind unter uns. Ich habe die Abhöranlagen außer Betrieb gesetzt. Sagen Sie ‚Ja‘, und Sie sind ein freier Mann.“*

*Coogan rieb sich die Augen, aber das Pferdegesicht blieb. Er hielt sich die Ohren zu, aber die bittende Stimme drang trotzdem in seinen Geist.*

*„Bitte töten Sie mich... Bitte!“*

*Coogan schrie, er hörte nicht auf. Endlich verschwand das Pferdegesicht. Die Wärter kamen und überstellten den Tobenden in eine Irrenanstalt.*

### 3.

Buru-Slim war klein und mager, aber Myhra sagte, er sei bereits zehn Jahre alt; die plattgedrückte Nase verschwand fast hinter den wulstigen Lippen, das dichte, schwarze Kraushaar war kurzgeschoren.

Michael begrüßte den zaghaft lächelnden Alfurenjungen höflich, aber distanziert. Buru-Slim nahm die dargebotene Hand, sah Michael aus großen, unheimlichen Augen an und bewegte die Lippen wortlos.

„Slim kann nicht sprechen“, sprudelte es über Myhras Lippen, „er kann auch nicht hören. Aber du wirst sehen, Michael, es wird nicht langweilig mit ihm. Er kann mit den Händen und Augen sehr viel sagen. Stimmt's, Slim?“

Buru-Slim nickte. Er wich Michaels Blick aus und starrte verlegen auf seinen Einbaum.

„Was ist denn mit dir los, Slim?“ erkundigte sich Myhra sofort. Sie nahm ihn um die Schulter und drückte ihn in einer mütterlichen Geste an sich. „Willst du vielleicht nicht bleiben?“

Jetzt sah Michael, daß Buru-Slim tatsächlich sehr viel mit den Augen ausdrücken konnte. Mit Michael hatte sich noch nie jemand auf diese Art und Weise verständigt, aber er verstand sofort. Ein kurzes Blinzeln mit den Lidern bedeutete: *Ja, ich will sofort wieder umkehren.* Aber die Augen sagten noch mehr. Michael las darin, daß Buru-Slim seinetwegen nicht hierbleiben wollte - als fühlte er Michaels Abneigung gegen sich.

Und Myhra las dasselbe darin!

Sie sagte: „Ach Unsinn. Michael ist in Ordnung. Er hat dich bestimmt gerne. Nicht wahr, Michael?“

„Na klar“, stimmte Michael mit gespielter Fröhlichkeit zu. „Wir werden uns schon verstehen, Slim.“

In die Augen des Alfurenjungen kam ein rührender Glanz; eine kurze, graziöse Bewegung seiner Rechten: Danke!

Während der nächsten drei Stunden erfuhr Michael Buru-Slims ganze Lebensgeschichte. Myhra plapperte munter drauflos, und alles, was sie sagte, drehte sich um Buru-Slim. Gemeinsam aßen sie am Rande des Palmenwaldes, und Buru-Slim verlor immer mehr seine Scheu. Selbst Onkel Bully, der inzwischen wahrscheinlich von Jeeda informiert worden war, behandelte ihn, als gehöre er schon die ganze Zeit über zu ihrer kleinen Gemeinschaft.

Michael, der nach dem ersten Kontakt mit Buru-Slim nahe daran war, seine Meinung grundlegend zu ändern und Buru-Slim zu akzeptieren, wurde dadurch nur noch mehr in eine Abwehrstellung gedrängt. Niemand beachtete ihn mehr, es drehte sich alles nur noch um Buru-Slim.

Buru-Slim hin, Buru-Slim her. Buru-Slim hat eine schwere Kindheit gehabt. Wer kümmert sich eigentlich um ihn? Er ist ganz auf sich alleine gestellt? Er hat keine Eltern? Das ist toll, ein Zehnjähriger schlägt sich allein durchs Leben. Und er ist taubstumm. Armes Kerlchen! Aber Buru-Slim will nicht bedauert werden. Nein! Dann rollt er vielsagend mit den Augen, macht einige flinke Gesten mit Händen und Fingern: Bitte kein Bedauern! Und Onkel Bully kann es sich nicht verkneifen, Michael einen Seitenhieb zu verpassen... hier der Wohlstand, auf der anderen Seite Armut: aber die Not formt ganze Männer.

Buru-Slim bringt Glück. Ja, ja, das sagt Myhra. Wer Buru-Slims Freund ist, hat Glück. Buru-Slim bringt Freude. Und er kennt die Menschen, er kann die Guten sehr schnell von den Bösen unterscheiden. Er ist weise, jawohl, sehr weise sogar! Aber Buru-Slim ist auch edel, viel zu edel, um das auf ihn gehäufte Lob nicht auch auf die anderen zu verteilen. Es gibt ganz einfach keinen charakterlich einwandfreieren Menschen als Buru-Slim. Er steht auf einsamer Höhe und blickt nachsichtig auf die anderen Menschen herab, denen er gerne ihre kleinen Fehler vergibt...

„Ich gehe ein wenig spazieren“, sagte Michael. Es war noch früher Nachmittag, aber Michael verspürte zu nichts mehr Lust. Vier Stunden lang hatte er das Getue mit Buru-Slim mitangesehen, jetzt hatte er genug davon. Er wollte allein sein.

Ohne ein weiteres Wort ließ er Myhra und Slim am Strand zurück; er glaubte, den vielsagenden Blick des Alfurenjungen in seinem Rücken zu spüren, aber er drehte sich nicht mehr um. Er ging an Onkel Bully vorbei, der auf einem Liegestuhl schlief, und er sagte zu Jeeda kein Wort, die ihn fragend ansah. Er beachtete nicht einmal den USO-Agenten, der ihm seufzend folgte.

Michael ging ganz einfach. Zuerst war es nur Trotz, der ihn ziellos durch die Gegend trieb, aber der Teufelskreis seiner Gedanken ließ Wut in ihm aufkommen, der er sich willenlos ergab. Es war kalte Berechnung, als er den USO-Agenten abschüttelte, so daß es den Anschein haben mußte, er habe sich verirrt. Er wußte, daß Onkel Bully eine großangelegte Suchaktion starten würde, und hoffte, dadurch wieder mehr ins allgemeine Interesse zu rücken...

Sie fanden ihn nicht.

Spät am Abend erreichte er das Bungalow-Dorf. Da er barfuß und nur mit einer Badehose bekleidet fünf Stunden unterwegs gewesen war, schmerzte ihn der ganze Körper; die Fußsohlen waren durch die ungewohnten Strapazen aufgeschunden, die Haut auf dem Rücken brannte ihm von der langen Sonnenbestrahlung. Und er war unsäglich müde, aber das Chaos seiner Gedanken hatte sich einigermaßen gelegt. Er erkannte jetzt, daß er unrecht gehandelt hatte. Er schämte sich. Er war egoistisch, kindisch und dumm gewesen.

Ich werde mit Onkel Bully darüber sprechen, dachte er. Onkel Bully war seine ganze Hoffnung, er würde ihm raten, wie die ganze verfahrenere Situation wiedergutzumachen sei. Hoffentlich verachtete ihn Myhra jetzt nicht. Onkel Bully mußte ihm helfen, und er mußte ihm erlauben, Myhra auf einen Ausflug in den Weltraum mitzunehmen.

Michael war unsäglich müde. Er achtete nicht darauf, als ihm der wachhabende USO-Spezialist etwas zurief, sondern suchte sofort sein Zimmer auf. Er war noch nicht eingeschlafen, als Onkel Bully in sein Zimmer stürmte.

„Was hast du dir dabei gedacht?“ schrien Michael an. Er wollte noch irgend etwas hinzufügen, preßte aber den Mund zusammen und schwieg eine Weile. Er hatte sich beruhigt, aber seine Stimme klang immer noch unversöhnlich, als er fortfuhr: „Das durftest du nicht tun, Michael. Buru-Slim hat es sich sehr zu Herzen genommen, daß du ihn so schlecht behandelt hast. Du könntest ruhig etwas mehr von der Großherzigkeit deines Vaters zeigen!“ Onkel Bully war noch nie so heftig zu ihm gewesen, noch nie hatte er ihn so ungerecht behandelt. Und trotzdem nahm Michael die ganze Schuld auf sich. Er unterdrückte den Drang zu weinen und sagte: „Er kann... mitkommen.“

Onkel Bully blickte erstaunt zu ihm herab. „Wer? Buru-Slim? Wohin mitkommen?“

„Ich habe es dir gesagt...“

„Was hast du mir gesagt?“

„Ich wollte Myhra den Weltraum zeigen. Sie hat sich so darauf gefreut, aber du hast es abgelehnt.“

Bully blickte unsicher zu Michael und wieder weg.

„Ich habe abgelehnt“, murmelte er. „Ich nahm das gar nicht so ernst...“ Er wirkte jetzt sehr unbeholfen. „Und wenn ich das Gesagte zurücknehme? Schließlich, was ist gegen einen kleinen Ausflug zum Mond oder zum Mars einzuwenden? Natürlich könnte Myhra mitkommen und selbstverständlich auch Buru-Slim.“

Onkel Bully sah die Decke zurückfliegen, dann landete Michael mit einem Sprung in seinen Armen. Er fing ihn auf und hielt ihn fest.

„Schon gut“, sagte er mit rauher Stimme. „Alles ist in Ordnung.“

\*

Für den nächsten Tag hatten die Wettermacher wieder herrliches Wetter festgesetzt - wie an den anderen Tagen vorher. Reginald Bull zog sich, in der Gewißheit, erfolgreich Schicksal gespielt zu haben, aus Michaels Welt zurück. Er konnte nicht wissen, daß seine Mission dennoch gescheitert war.

Djilolo-Myhra schmollte. Als er sie an diesem sechsten Tag seines Aufenthaltes auf Morotai zusammen mit Buru-Slim am Strand antraf, grüßte sie ihn kaum. Buru-Slim war freundlich wie immer.

„Was unternehmen wir heute?“ erkundigte sich Michael.

„Slim und ich fahren mit seinem Boot zum Atoll hinaus“, antwortete Myhra.

„Nehmt ihr mich mit?“ bat Michael.

Als Myhra nicht antwortete, sondern weiterging, faßte es Michael als Zustimmung auf - zumal Slim freudestrahlend mit dem Kopf nickte.

Eine Weile gingen sie zu dritt schweigend über den Strand, dann sagte Michael: „Vielleicht hat es euch Onkel Bully schon gesagt...“

„Was?“

„Ich habe mich noch einmal mit ihm über einen Ausflug in den Weltraum unterhalten. Diesmal hat er zugestimmt. Slim darf auch mit!“

„Nein“, meinte Myhra schnippisch, „das ist uns zu langweilig.“

Michael war wie vor den Kopf geschlagen. „Dann eben nicht“, sagte er und folgte den beiden nicht mehr. Als er stehenblieb, zögerte auch Buru-Slim. Aber Michael erleichterte ihm die Entscheidung, indem er sich umdrehte und in die andere Richtung davonging. Am liebsten wäre er in den nächsten Transmitter getreten, um von hier fortzukommen. Aber er hatte kein festes Ziel vor Augen...

Das war heute morgen gewesen, aber inzwischen hatte sich einiges geändert. In den *Terra-News* hatte er die Notiz über den Start der Ex-EZI 1 gelesen, und auf einem nebenstehenden Foto war Dr. Wilma Sarlaya abgebildet. Deshalb erkannte er sie sofort, als er ihr hier auf Morotai begegnete.

„Ach, wie entzückend“, hatte sie geblöet und war ihm mit ihren knöchigen Fingern durchs Haar gefahren. „Perry Rhodans kleiner Sohn Mike. Bist du ganz alleine hier? Aber nein, sicher nicht. Möchtest du nicht ein wenig mit mir plaudern? Ich lade dich zu einem Drink ein - zu einem Limonaden-Drink natürlich...“

Michael empfand ihre Gegenwart als nicht sehr angenehm, weil sie ihn andauernd bemutterte, aber er ertrug ihr Getue sehr tapfer. Ihm ging es hauptsächlich darum, einige Details über den Start des Ezialistenschiffes zu erfahren, die nicht in der Zeitung gestanden hatten. Und das war weiter nicht schwierig, weil Dr. Sarlaya am liebsten über den Ezialismus sprach. Michael hatte alles Wissenswerte von ihr erfahren.

Jetzt hatte er ein Ziel vor Augen. Ihn konnte nichts mehr auf den Molukken halten. Er hatte hier einen Freund gehabt, aber dann kam Buru-Slim, und er verlor ihn wieder.

Er wollte nicht mehr daran denken.

Er erhob sich von seinem Bett und ging ans Fenster. Was hinderte ihn eigentlich daran, sofort zu verschwinden? Nichts. Sein Entschluß war gefaßt. Er würde sich als blinder Passagier an Bord der Ex-EZI 1 begeben und mit nach Umtar fliegen. Daddy würde Augen machen, wenn er mit der Ezialistendelegation von Bord käme!

Michael sah sich im Zimmer um, ob er irgend etwas von seinen Habseligkeiten mitnehmen könnte. Nein, da gab es nichts, was er brauchte. Er konnte sich, so wie er war, auf den Weg machen. Die Transmitterstation hatte die ganze Nacht über geöffnet, und es war schließlich nur ein Katzensprung nach Australien.

Er öffnete das Fenster.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Djilolo-Jedea kam herein. Sie sagte: „Würdest du für einen Moment ins Wohnzimmer kommen, Michael? Doktor Sarlaya ist hier.“

Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Aber er mußte wohl oder übel der Aufforderung Folge leisten, sonst hätte er noch Onkel Bullys Argwohn erweckt. Er folgte Jedea ins Wohnzimmer.

„Hallo, Mike“, begrüßte ihn Dr. Wilma Sarlaya. Sie saß Onkel Bully gegenüber.

Aber Michael beachtete sie nicht. Er hatte nur Augen für den Mann, der etwas im Hintergrund stand. Er war groß und trug einen hellen Seidenanzug, seine Rechte spannte sich um ein Glas mit einer braunen Flüssigkeit sein Gesicht war mit Tätowierungen übersät. Michael erkannte in ihm sofort den Mann aus der Höhle der *Koppensnellers*!

Michael hatte Angst, denn als sich die Augen des Tätowierten auf ihn richteten, blitzten sie wie spitze Dolche. Der Tätowierte mußte wissen, daß ihn Michael in der Höhle beobachtet hatte. Jetzt verzog ein kaltes Lächeln sein Gesicht.

„Hallo, Mike“, sagte er ruhig. In diesem Augenblick flog die Tür auf, und Djilolo-Myhra stürmte mit Buru-Slim herein. Der Bungalow wurde in ein Tollhaus verwandelt.

Das Glas zerbrach in der Hand des Tätowierten.

Buru-Slim taumelte; er hielt sich den Kopf, als leide er unter heftigen Schmerzen.

Myhra schrie gellend und rannte in die Nacht hinaus.

Onkel Bully sprang aus seinem Sessel und rief irgend etwas. Dr. Sarlaya rannte verwirrt durch den Raum, auf Michael zu, der immer noch wie versteinert dastand. Aber plötzlich kam Leben in ihn, und bevor sie ihn erreichte, war er in seinem Zimmer verschwunden und durch das Fenster ins Freie geklettert.

Die Nacht verschluckte ihn.

\*

*Fulmer Kovarich war der Schlächter von Pallan IV. Von den fünfundsünfzig Jahren seines Lebens war er vierzig Schlächter gewesen; er konnte also ruhigen Gewissens behaupten, daß er zeit seines Lebens nichts anderes getan hatte, als Vieh zu schlachten. Er war der letzte Mensch auf Pallan IV, der diesen Beruf ausübte.*

*Ja, die Zeiten haben sich geändert, dachte er melancholisch, als er das Schlachthaus verließ.*



Früher einmal war er einer von tausend harten Männern gewesen, jetzt waren sie alle von Robots abgelöst worden. Die Herren Pioniere waren sich schon zu gut für diese Arbeit. Nur Fulmer Kovarich harrete an seinem Platz aus. Er wußte selbst, daß er nicht überaus intelligent war. Er hatte nichts anderes als Schlachten gelernt, er hatte vierzig Jahre nichts anderes getan - er konnte nicht mehr umsatteln.

Wie an jedem Abend nach der Arbeit, ging er in Holly's Snake Bar, die dem Schlachthaus gegenüberlag. Es war das einzige Lokal, in dem man noch ausgiebig essen konnte.

„'n Abend, Fully“, begrüßte ihn der alte Holly von der Theke her. „Hast Besuch an deinem Stammtisch.“

Fulmer Kovarich musterte den Mann, der an seinem Stammtisch saß und sein Profil zeigte. Er war eine sehr vornehme Erscheinung, wirkte intelligent und trug einen Anzug nach terranischer Mode. Kovarich setzte sich dem Mann gegenüber. Bevor noch ein Wort zwischen ihnen gefallen war, brachte Holly auch bereits Kovarichs Bestellung: ein saftig es Kotelett und reichlich Beilagen.

„Sie haben nichts dagegen, wenn ich schon anfangen?“ erkundigte sich Kovarich und begann zu essen. „Theoretisch könnten Sie dieses Tier geschlachtet haben“ meinte der Fremde.

Kovarich schüttelte den Kopf und sagte zwischen zwei Bissen: „Das ist vom Schwein. Ich schlachte nur Rinder.“ Er kaute zu Ende und fragte dann: „Sind Sie vom Tierschutzverein?“ Statt einer Antwort sagte der Fremde: „Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.“

„Warum mich?“

„Weil Sie im Töten geübt sind.“

Kovarich schob angewidert den Teller zur Seite. „Schmeckt mir nicht mehr. Sie haben mir den Appetit verdorben, Herr!“

„Warum? Weil ich Sie an Ihre Tätigkeit erinnert habe?“ fragte der Fremde bekümmert. „Es kann Ihnen doch nicht schwerfallen, wenn Sie mir zuliebe töten.“

„Nein, nein“, sagte Kovarich wie zu sich selbst. „Sie sind nie und nimmer vom Tierschutzverein. Sie sind ein Schwarzschlächter. Sie haben irgendwo eine Herde stehen und wollen die Schlachthausgebühren umgehen. Deshalb kommen Sie zu mir...“

„Mißverstehen Sie mich nicht“, sagte der Fremde. Aber Kovarich unterbrach ihn.

„Bevor Sie weitersprechen, muß ich Ihnen etwas erklären“, sprach Kovarich. „Ich werde nicht für Sie schlachten. Ich kann es gar nicht. Nicht wegen der Gesetzesverordnungen - die sind mir egal. Aber ich könnte kein lebendes Tier töten, ich könnte keiner Fliege ein Haar krümmen. Das sind die Tatsachen, Herr. Und jetzt lassen Sie mich in Frieden.“

„Aber im Schlachthaus...“, versuchte es wieder der Fremde.

„Dort werden die Tiere eingeschláfert, bevor ich ihnen die Pistole ansetze“, unterbrach Kovarich wieder. „Aber Sie kommen an das Schlafgas nicht heran. Sehen Sie den Unterschied?“

Der Fremde überlegte, dann meinte er: „Aber wenn es sich um einen Gnadenstoß handelt - den könnten Sie auch einem Lebewesen geben, das noch bei Bewußtsein ist?“

Kovarich nickte. „Es freut mich, daß Sie die richtige Einstellung zu Tieren haben, Herr. Lebewesen - ja, es sind Lebewesen. Nur vergessen das die meisten Leute immer und immer wieder. Natürlich würde ich jederzeit ein Lebewesen von seinen Qualen befreien.“

In die Augen des Fremden kam ein Hoffnungsschimmer.

Erregt sagte er: „Dann geben Sie mir den Gnadenstoß bitte!“

„Hm“, machte Kovarich, stand auf und ging. Als er an Holly vorbeikam, tippte er sich vielsagend an die Stirn und trat auf die Straße hinaus. Er blickte noch einmal zurück — der Fremde saß immer noch an seinem Stammtisch und machte den Eindruck, als sei für ihn eine Welt zusammengestürzt.

„Hm“, machte Kovarich wieder und trat den Heimweg an.

#### 4.

Dr. Wilmy Sarlaya konnte nicht verstehen, was der Tumult im Bungalow zu bedeuten hatte. Sie wußte nur, daß ihn die drei Kinder heraufbeschworen hatten. Aber was war der Grund für ihr seltsames Verhalten? Dr. Sarlaya war Psychologin gewesen, bevor sie sich dem Ezialismus verschworen hatte, es fiel also in ihr Fach, die Hintergründe für menschliche Reaktionen zu ergründen. Hier mußte sie jedoch versagen, denn den Handlungen der Kinder fehlte scheinbar jeder Sinn.

Schnell kam sie ins Wohnzimmer zurück. „Michael ist weg“, sagte sie, dann erst bemerkte sie die unheil drohende Atmosphäre.

Reginald Bull und Djilolo-Jedea standen mit erhobenen Händen an der Wand, auf der anderen Seite befand sich der tätowierte Polynesier. Er hielt eine Strahlenwaffe im Anschlag. Mit der freien Hand drückte er den Knopf, der die Verdunkelung der Fenster bewirkte.

„Machen Sie die Tür zu, Madam, und kommen Sie in die gute Stube“, sagte er zu Dr. Sarlaya. „Sie begehen einen Fehler, Eddie“, sagte Reginald Bull.

Der Polynesier lachte nur.

„Vielleicht ist er gar nicht Ceram-Ed, sondern ein Betrüger“, vermutete Wilma Sarlaya, während sie sich mit erhobenen Armen zu den anderen beiden gesellte.

„Ich bin schon der richtige“, versicherte Ceram-Ed. „Offiziell bin ich der Mann, der Morotai für die Explorerflotte verwaltet. Aber ich habe auch eine Nebenbeschäftigung. Ich bin ein *Koppensneller*!“

Wilma Sarlaya rief empört: „Sie gehören demnach zu der Bande, die uns Ezialisten einen Androiden abgeluchst hat!“

„Stimmt“, erwiderte Ceram-Ed. „Und ich kann Ihnen versichern, daß er uns vorzügliche Dienste leistet... Du, Jedea, kommst jetzt ganz langsam zu mir her!“

Wilma Sarlaya ließ die Hände sinken und stemmte sie in die Hüften. „Soll das heißen, daß Sie den Androiden für dunkle Zwecke mißbrauchen wollen?“ erkundigte sie sich scharf.

„Halten Sie den Mund!“ fuhr der Polynesier sie an.

Wilma Sarlaya holte tief Luft. „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein, so mit mir...“

„Schnauze! habe ich gesagt“, zischte Ceram-Ed. „Das hier ist kein gemütliches Kaffeekränzchen. Und Pfoten hoch! So ist's schon besser. Los, komm schon, Jedea, mach ein bißchen fix, sonst verbrenne ich dir die hübsche Larve.“

„Nehmen Sie Vernunft an, Eddie“, sagte Bull beschwörend. „Was hat der ganze Zirkus eigentlich zu bedeuten?“

„Lassen Sie die faulen Tricks, Chef“, entgegnete der Polynesier. „Mit langen Reden kommen wir nicht weiter. In der Maske des braven Verwalters hatte ich eine schöne Zeit, aber jetzt ist Schluß damit. Sie wissen nun, daß ich zu den *Koppensnellern* gehöre. Wenn Sie noch ein wenig nachforschen, dann bekommen Sie früher oder später heraus, daß ich bereits einigen lieben Mitmenschen das Lebenslicht ausgeblasen habe. Das ist mein Geschäft -Kopfschnellen ist meine Spezialität.“ Er wandte sich mit einem höhnischen Grinsen an Wilma Sarlaya.

„Aber auch Ihr Androide ist darin ganz große Klasse, Madam.“

„Sie sind ja ein gemeiner Verbrecher“, stellte Wilma Sarlaya fest, als habe sie das erst in diesem Augenblick erkannt.

Der Polynesier lachte sie aus.

„Sie kommen nicht lebend von hier fort, Eddie“, sagte Bull.

„Doch“, meinte Ceram-Ed ruhig. „Jedea ist meine Lebensversicherung.“

Als sie vor ihm stand, griff er mit einer schnellen Bewegung nach ihr und bog ihr den Arm auf den Rücken. Er hielt sie als Schild vor sich, die Waffe schob er an ihrer Seite vorbei.

„Bedenken Sie, daß Jedea stirbt, Bull, wenn mir Ihre USO-Leute zu nahe kommen!“

Der Chef der Explorerflotte kniff die Augen zusammen. Er nickte wissend; dann fragte er:

„Was haben die Kinder damit zu tun? Warum hatten sie solche Angst vor Ihnen, Eddie?“

Der Polynesier lachte wieder, während er sich rückwärts zur Tür schob, Jedea mit sich zerrend. „Die Kinder sind an dem ganzen Schlamassel schuld. Sie haben mich dabei beobachtet, wie ich den Androiden im Kopfschnellen trainierte. Sie haben unser Unternehmen gefährdet. Aber zufällig weiß ich auch, daß sie ihr kleines Geheimnis noch nicht weitergegeben haben, deshalb bleibt unserer Organisation noch ein Ausweg. Sie sehen ein, daß die Kinder verschwinden müssen? Diesbezüglich noch ein Tip, bevor ich mich absetze. Der Androide wird sich um den jungen Rhodan kümmern - das Mädchen ist bereits versorgt.“

Bulls Körper spannte sich an. Er rechnete sich seine Chancen aus, wenn er sich jetzt auf den Polynesier stürzte. Aber er mußte einsehen, daß die Entfernung zu groß war - noch bevor er die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte, wäre er zerstrahlt worden.

„Schön ruhig“, sagte Ceram-Ed und langte mit der bewaffneten Hand nach dem Lichtschalter, dabei ließ er Jedea nicht los. Sie stöhnte unter seinem Griff. Im nächsten Augenblick wurde es finster, und die Tür sprang auf. Noch bevor sich Bulls Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, war der Polynesier mit seiner Geisel im Freien verschwunden.

„Was werden Sie tun?“ rief Wilma Sarlaya kreischend. „Haben Sie gehört, was er von Mike Rhodan gesagt hat? Schrecklich...“

„Lassen Sie mich in Frieden“, knurrte Bull, während er das Visiphon einschaltete.

„Werden Sie den Verbrecher nicht verfolgen?“ Wilma Sarlaya orientierte sich nach dem Schein des Bildsprechgerätes. Sie erreichte Bull und klammerte sich an ihn. Er versuchte sie abzuschütteln.

Auf dem Bildschirm erschien das Infrarot-Bild eines USO-Spezialisten. Bevor der Mann noch seinen Namen und das Kennwort nennen konnte, bellte Bull seine Befehle ins Mikrophon.

„Was wird aus den Kindern?“ jammerte Wilma Sarlaya neben ihm.

Bull verfluchte diese hysterische Psychologin innerlich, aber er ließ sich durch ihr Gezeter nicht ablenken. Er befahl, die ganze Insel hermetisch abzuriegeln, den Flugplatz und die Transmitterstation zu bewachen und niemanden passieren zu lassen; alle verfügbaren Hubschrauber des örtlichen Sicherheitsdienstes wurden eingesetzt, und abschließend forderte Bull aus Terrania hundert Mann von Allan D. Mercants Abwehrleuten an. Dann setzte er sich mit der Station I-Luna in Verbindung und berichtete dem Chef des Solaren Sicherheitsdienstes persönlich: „Es geht um Mikes Leben.“

„Die armen Kinder“, heulte Wilma Sarlaya aus dem Hintergrund.

„Brauchen Sie Mutanten?“ erkundigte sich Mercant bei Bull.

„Ja.“

Der Chef der Explorerflotte unterbrach die Verbindung und hastete zu einem Wandschrank, aus dem er sein Armbandtelekom und seine Strahlenpistole holte. Dabei stieß er Wilma Sarlaya fast um.

Über Armbandtelekom setzte er sich wieder mit dem USO-Spezialisten in Verbindung.

„Leutnant Barret“, meldete sich der Agent.

„Wie sieht es aus, Barret?“

„Wir haben den Polynesier in der Zange, aber wir können ihm nichts anhaben, ohne das Mädchen zu gefährden.“

„Haben Sie Michael gefunden, oder Myhra?“

„Nein. Aber wir haben eine Spur von dem anderen Jungen, von diesem Buru-Slim. Zwei Leute verfolgen ihn.“

Bull staunte. „Er flieht?“

„Ja, als sei der Teufel selbst hinter ihm her.“

„Keine Ausschmückungen!“ bellte Bull den USO-Leutnant an. „Setzen Sie noch mehr Leute auf den Alfurenjungen an. Er darf Ihnen nicht entkommen. Aber verletzen Sie ihn nach Möglichkeit nicht.“

„Droht von dem Jungen Gefahr?“ erkundigte sich der USO-Agent. Auf dem kleinen

Bildschirm war zu erkennen, wie er jemanden zu sich winkte.

„Es kann sein, daß er ein Androide ist“, antwortete Bull. Abschließend fragte er: „Wo ist der Polynesier jetzt?“

„Ungefähr einen Kilometer von der Transmitterstation entfernt.“

„Dort werde ich zu erreichen sein. Ende.“

Er wirbelte zu Wilma Sarlaya herum.

„Von welchem Typ war der Androide, den Sie den *Koppensnellers* geliefert haben?“ fuhr er sie an.

„Er stammt aus einer neuen Baureihe“, antwortete sie erschrocken. „Wollen Sie die Registriernummer...?“

„Nein. Wie sah er aus? Welche Größe? Welches Gewicht? Solche Dinge interessieren mich.“

Wilma Sarlaya war ganz durcheinander. Sie war nicht mehr die bissige Matrone, als die sie sich sonst immer gab. Sie war ein verschüchtertes Wesen, den Tränen nahe.

„Ach so...“, stammelte sie.

Bull nahm sie an den Schultern und schüttelte sie. „Machen Sie schnell. Wie sah der Androide aus?“

„Er war klein...“

„Ungefähr in der Größe eines Zehnjährigen?“

„Ja - und er war auch leicht, aus Leichtmetall und Kunststoff.“

„Wie sah er aus? Etwa so wie der Alfurenjunge? Wie Buru-Slim?“

Sie schüttelte den Kopf. „Er war geschlechtslos. Wir lieferten ihn im Rohbau. Er hatte noch keinen Biomolplastüberzug...“

„Das genügt!“ sagte Bull. Er ließ Wilma Sarlaya stehen und stürmte in die Nacht hinaus, die von unzähligen Suchscheinwerfern taghell erleuchtet war. Er überlegte fieberhaft. Die *Koppensnellers* hatten ihrem Androiden also selbst eine Identität gegeben - demnach konnte es ohne weiteres sein, daß Buru-Slim der Androide war. Bull gratulierte sich im stillen dazu, daß er aus einer Ahnung heraus mehr Männer auf den Alfurenjungen angesetzt hatte.

Er rannte über den Palmenhügel, an der Bar vorbei, in die Richtung der Transmitterstation. Überall waren die Fenster der Bungalows erleuchtet, die Urlauber standen verschreckt herum, aber einige von ihnen erschwerten den USO-Spezialisten ihre Arbeit, weil sie ihnen ihre Hilfe aufdrängten.

Bull winkte einem Agenten, der mit einer Antigravplatte an ihm vorbeischwebte. Als der Mann vor ihm landete, schob ihn Bull kommentarlos von der Platte und eignete sie sich an.

Als er über den Hügelkamm hinweggeschwebt war, hatte er einen guten Überblick über den großen, künstlichen Binnensee, auf dem die Pfahlbautenstadt stand; in ihrem Zentrum befand sich die Transmitterstation. Hubschrauber kreisten über den Pfahlbauten, und das Licht ihrer Scheinwerfer ließ die Leuchtschriftreklamen erblassen. Die Lichtbündel konzentrierten sich alle auf einen Punkt, sechshundert Meter von der Transmitterstation entfernt. Reginald Bull steuerte mit seiner Antigravplattform darauf zu. Er ging auf dem flachen Dach eines niedrigen Hauses nieder und schlich sich vorsichtig zu dessen Rand vor.

Er riskierte einen schnellen Blick und zog sich augenblicklich zurück. Er hatte den Polynesier gesehen, der an der einen Wand entlanggehastet war und immer noch Jedea als lebendes Schild vor sich hielt.

Bulls Armbandtelekom schlug an.

„Ja?“ meldete er sich. Gleichzeitig blickte er wieder über den Rand des Daches und sah, daß Ceram-Ed die Brücke über den letzten Kanal erreicht hatte. Dahinter gab es bis zur Transmitterstation keine Gebäude mehr, hinter denen er hätte Schutz suchen können, nur einen fünfhundert Meter langen tropischen Garten mit Wasserspielen.

Leutnant Barret blickte Bull von dem kleinen Bildschirm an seinem Handgelenk an. Er sagte:

„Ich würde vorschlagen, den Polynesier mit Paralysatoren unter Beschuß zu nehmen, Sir.“

„Nein“, lehnte Bull entschieden ab. „Bevor noch die Nervenlähmung einsetzen würde, hätte

er das Mädchen getötet. Lassen Sie sich etwas Besseres einfallen.“

„Es gibt keinen anderen Weg“, antwortete der USO-Leutnant.

Bull bestieg wieder seine Antigravplattform. „Doch“, sagte er. „Ich habe Mutanten angefordert. Sind sie schon eingetroffen?“

„Noch nicht. Aber ich habe eine Meldung von Terrania erhalten, wonach nur der Suggestor Kitai Ishibashi abkömmlich ist. Die anderen Mutanten befinden sich entweder mit dem Großadministrator unterwegs, oder sie sind anderweitig im Einsatz.“

Bull fluchte. „Unterrichten Sie mich sofort von Ishibashis Eintreffen.“

Er verließ mittels der Antigravplattform seinen bisherigen Standort, flog über den Garten, durch hochstrahlende Wasserfontänen und landete zweihundert Meter vor der Transmitterstation in einem dichten Gestrüpp. Hier wollte er Ceram-Ed erwarten und ihm in der Hoffnung folgen, daß er sich, so nahe vor seinem Ziel, irgendwann eine Blöße geben würde.

Wieder meldete sich Leutnant Barret.

Er wollte sich Bulls Genehmigung für einige Maßnahmen an der Transmitterstation holen. Bull mußte die Phantasie des USO-Spezialisten bewundern, aber die Fallen erschienen ihm doch als zu primitiv, als daß ein Fuchs wie Ceram-Ed hineintappen würde. Reginald Bull ließ den Leutnant zwar einen Sensitivprojektor aufstellen und vier Männer mit eingeschalteten Deflektorfeldern postieren - aber sie sollten erst auf seinen ausdrücklichen Befehl zum Einsatz kommen. Es war eine verlockende Spekulation, Männer, die im Schutze des Deflektorfeldes für das menschliche Auge unsichtbar waren, auf den Polynesier anzusetzen, doch war das Risiko zu groß. Dasselbe traf für die Illusionsbilder eines Sensitivprojektors zu. Ceram-Ed war mit allen Wassern gewaschen und würde Jedea beim geringsten Verdacht töten.

*Nein, dachte Bull, mit technischen Hilfsmitteln kommen wir ihm kaum bei. Was wir brauchen, ist ein Mutant.*

Er duckte sich hinter dem Gestrüpp, denn vor sich im Garten sah er eine Bewegung. Das Brummen der Hubschrauber schwoll an, und plötzlich war die ganze Gegend in grelles Licht getaucht. Der Polynesier befand sich inmitten dieser Lichtflut. Er hatte seine Linke von hinten um Jedeas Hals gelegt und zog sie mit sich. Bull sah, daß sie sich nicht bewegte. Sie mußte unter diesen Strapazen ohnmächtig geworden sein. Bull biß in maßloser Wut die Zähne aufeinander. Er wartete, bis der Polynesier an ihm vorbei war, dann folgte er ihm. Die Männer in den Hubschraubern hatten die neue Situation sofort erfaßt und richteten es so ein, daß er immer außerhalb der Scheinwerfer war.

Plötzlich kam es zu einem Zwischenfall. Ceram-Ed blieb stehen und richtete seine Waffe auf einen USO-Spezialisten, der sich in einer Baumkrone eingenistet hatte.

„Los, springen“, forderte der Polynesier. Dem USO-Agenten blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten. Er sprang aus dem Baum und landete vor Ceram-Ed, der ihn kurzerhand mit der Waffe niederschlug.

„Bleibt mir ja vom Leib“, schrie der Polynesier, „sonst kriegt es das Mädchen zu spüren.“

Bull blieb ihm weiterhin dicht auf den Fersen. Aber wenige Meter vor dem Ende des Parks drehte sich Ceram-Ed plötzlich um. Er legte die Waffe auf Bull an und lachte wild.

„Sie wollen also meine zweite Geisel sein“, rief er. „Kommen Sie nur her und gehen Sie brav vor mir.“

Es waren nur noch zwanzig Meter zur Transmitterstation. Während Bull gehorsam an Ceram-Ed vorbeiging, sah er plötzlich, daß einer der beiden Empfängertransmitter gesperrt wurde. Gleich darauf flackerte die rote Warnleuchte auf. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß jemand darin materialisierte.

„Das muß der Suggestor Ishibashi sein“, meldete Leutnant Barret.

Reginald Bull wurde heiß, denn er war dem Polynesier so nahe, daß der die Stimme des USO-Leutnants gehört haben mußte.

„Was war das?“ fragte Ceram-Ed auch prompt.

Bull wagte es nicht, sich umzudrehen. Er starrte auf den Transmitter, darauf gefaßt, jeden Augenblick einen Schuß aus der Strahlenwaffe des Polynesiers in den Rücken zu bekommen.

„Ihr Hunde!“ brüllte Ceram-Ed. Jetzt hatte er die Falle erkannt.

Reginald Bull sah noch, wie die hagere Gestalt Ishibashis aus der Transmitterstation trat, dann warf er sich zu Boden. Einige Zentimeter neben ihm brodelte die Erde. Der Polynesier hatte auf ihn geschossen, und dieser Schuß wurde ihm zum Verhängnis. Denn nun stürzten sich die vier Männer auf ihn, die im Schütze ihrer Deflektorfelder auf eine Unachtsamkeit gewartet hatten.

Bull rollte sich auf den Rücken. Vor seinen Augen spielte sich eine gespenstische Szene ab. Der Polynesier hielt immer noch Jedeas Hals umspannt, aber der Arm mit der Waffe wies in die Höhe. Es schien, als koste es ihn unheimlich viel Kraft, den Arm zu bewegen. Plötzlich verzog sich sein Gesicht schmerzhaft, als er einen Schlag eines seiner unsichtbaren Gegner einstecken mußte. Er ließ Jedea los und hielt sich den Magen. Aber er gab nicht auf. Mit letzter Anstrengung befreite er die Hand mit der Waffe aus der unsichtbaren Umklammerung, und - auf seinem Gesicht erschien der Ausdruck ungläubigen Erstaunens.

„Laßt von ihm ab“, rief Bull den unsichtbaren Kämpfern zu. „Jetzt hat ihn Ishibashi in seiner Gewalt.“

Aber Bull irrte. Der Polynesier hatte einen viel stärkeren Willen, als er ahnen konnte. Ein Schüttelfrost durchrieselte seinen Körper. In einer Art letzten Reflex seiner Persönlichkeit hob er die Waffe und richtete sie gegen seinen Kopf...

Jedea erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit und starrte entsetzt auf den Mann, der jetzt anstelle des Kopfes nur ein verkohltes Etwas hatte. Bull kniete neben ihr nieder und versperrte ihr die Sicht auf den grauenvollen Anblick.

Kitai Ishibashi kam heran. „Ich konnte es nicht verhindern“, sagte er.

Einer der näher kommenden USO-Spezialisten murmelte: „Was für eine schreckliche Nacht.“ Aber die Nacht war noch nicht zu Ende, und sie hatte noch nicht alle ihre Schrecken losgelassen...

Reginald Bulls Armbandgerät schlug an.

„Was gibt's?“ schnarrte er das Bildnis Leutnant Barrets an. „Mann - Sie sind ja ganz verstört! Was soll das bedeuten? Reden Sie schon!“

„Wir... wir haben Michael Rhodan gefunden. Er liegt... zwischen den Umkleidekabinen... hier unten am Strand...“

\*

*Caran Klor war ein Einzelgänger. Das mußte er wohl sein, denn er ging einer Beschäftigung nach, bei der er keine Mitwisser brauchen konnte. Ermordete auf Bestellung - er tat es gründlich, ohne Spuren zu hinterlassen, und immer im Alleingang. Aber deshalb war er kein Sonderling und auch nicht abartig veranlagt. Er genoß das Leben, mochte Frauen und den Luxus, er konnte charmant und zärtlich sein. Er war also keineswegs kaltblütig, aber er besaß die seltsame Gabe, seine Gefühle vollkommen auszuschalten, wenn es galt, den Auftrag eines anonymen Klienten zu erledigen.*

*Die Anonymität war ein wichtiger Faktor. Caran Klor mochte es nicht, wenn er zuviel über sein Opfer oder über seinen Auftraggeber wußte. Das brachte nur Komplikationen mit sich, und Komplikationen konnte er sich nicht leisten.*

*Deshalb gefiel ihm der vorliegende Auftrag nicht besonders, und er war nahe daran gewesen, ihn abzulehnen. Aber das Honorar von 80000 Solar hatte ihn schließlich umgestimmt, und natürlich hatte auch der Umstand, daß der Auftraggeber zugleich das Opfer sein sollte, zu seinem Entschluß beigetragen.*

*Caran Klor hatte den Pferdegesichtigen eingehend beobachtet und war nun überzeugt, daß*



sein Entschluß ernstgemeint war. Er, Caran Klor, kannte solche Typen: Sie wollten nicht mehr leben, aber ihnen fehlte der Mumm, um Selbstmord zu begehen. Da kamen sie eben zu ihm.

„Das hat es alles schon gegeben“, sagte er vor sich hin. Er saß auf der Terrassenbar eines Hochhauses dem Pferdegesichtigen bei einem heißen Drink gegenüber. Für ihn war es wichtig, daß sein Opfer einen heißen Drink nahm. Das Gift war so wirksamer.

„Haben Sie die achtzig Scheine dabei?“ erkundigte sich Klor bei seinem Klienten. Das Pferdegesicht nickte. Klor lehnte sich zufrieden zurück und blickte aus dem Fenster, von dem er einen herrlichen Ausblick auf Hejago-City hatte, die Hauptstadt dieser jungen, aufstrebenden Pionierwelt gleichen Namens. Bereits in zwei Stunden würde er dieser romantischen Welt den Rücken kehren. Er hatte das Ticket für die Fahrt auf einem Luxusraumer bereits in der Tasche.

„Sie können mit dem Geld eigentlich gleich herausrücken“, forderte Klor sein Gegenüber auf. Während er mit der Rechten über den Tisch langte, rieb er den Daumen an seinem Zeigefinger. Dabei löste sich ein Körnchen eines sehr wirkungsvollen Giftes - und fiel in den Drink des Pferdegesichtigen.

„Ich habe es mir überlegt“, sagte das Pferdegesicht ungerührt.

Caran Klor lachte. „Auch das kenne ich“, sagte er und fuhr im Plauderton fort: „Da hatte ich einen ähnlichen Fall vor drei Jahren. Der Mann bezahlte im vorhinein und bestellte mich zu einem Zeitpunkt in sein Haus, zu dem er allein war. Wie ich hinkomme, da verliert der Mann plötzlich die Courage und sagt, es sei alles wieder ins rechte Lot gekommen, und er wolle nun nicht mehr sterben. Ich habe zu ihm gesprochen wie zu einem kranken Kind, habe ihm klargemacht, daß ich meinen Beruf ernst nehme, und daß es nun kein Zurück mehr gebe. Er hat doch schließlich bezahlt und kann auch eine Leistung verlangen, nicht wahr? Aber dieses Argument gefiel ihm nicht. Schließlich bettelte er um sein Leben. Tja. Sachen kommen einem unter!“

„Und wie endete die Geschichte?“ fragte das Pferdegesicht höflich.

„Ich bin natürlich meiner Verpflichtung nachgekommen. Das ist doch klar!“ Klors Stirn umwölkte sich. „Aber es war eine schmutzige Angelegenheit. Sie werden mir doch solche Schwierigkeiten ersparen, Mr. Palmer?“

„Das ist nicht mein richtiger Name“, sagte Palmer.

„Egal. Sie haben sich so vorgestellt, und ich nenne Sie so. Keine Schwierigkeiten also?“

„Hören Sie“, sagte Palmer, „es ist eine Änderung eingetreten, so daß Ihre Hilfe nicht mehr erforderlich ist.“ Er griff in die Innentasche seines Maßanzuges im terranischen Schnitt, förderte ein Kuvert zutage und übergab es Klor. „Das Geld will ich Ihnen gerne geben. Umsonst, ohne Gegenleistung.“

„Das wäre eine schlechte Reklame für mich“, meinte Klor bedauernd.

„Sie werden diese eine Ausnahme schon machen müssen. Ich brauche Ihren Gnadenstoß nicht mehr.“

Klor steckte das Kuvert mit dem Geld ein. „So leicht habe ich mein Geld noch nie verdient“, sagte er. Er ergriff sein Glas und prostete Mr. Palmer zu. „Auf ein recht langes Leben.“

„Nein“, rief Mr. Palmer aufgebracht, „nur das nicht!“

„Wie Sie wollen. Dann trinken wir eben nur so. Prosit!“

Caran Klor trank sein Glas auf einen Zug leer. Mr. Palmer war höflich und tat es ihm gleich. Na siehst du, dachte Klor zufrieden, so leicht ist es, aus dem Leben zu scheiden, wenn du mich erst einmal konsultiert hast...

Mr. Palmer erhob sich, machte eine leichte Verbeugung und sagte: „Ich muß jetzt leider gehen. Sie sind mir nicht gram?“

„Keineswegs“, entgegnete Klor freundlich. „Gehen Sie nur... zu Gott.“

Die letzten Worte konnte Mr. Palmer nicht mehr hören. Er hatte es plötzlich sehr eilig.

Soll er nur hingehen, wohin er will, dachte Klor, spätestens in einer Viertelstunde wird er

*erkennen, daß alle Wege nur zu einem Ziel führen - in den Tod.*

*Er saß noch eine Weile da und fühlte eine wohlige Müdigkeit. Als er den Kellner rief, um die Zeche zu bezahlen, verschwammen die Banknoten vor seinen Augen.*

*„Nur ein kleiner Schwächeanfall“, beruhigte er den Kellner, der sich besorgt zu ihm hinunterbeugte. Klor lächelte. Dann fiel die Brieftasche aus seinen müden Händen.*

*Verdammt, fühlte er sich schläfrig! Warum denn nur? Er hatte in den letzten Tagen ausgiebig geschlafen... Mit einemmal erkannte er die furchtbare Wahrheit. Müdigkeit war das erste Symptom des Giftes, das er dem Pferdegesicht ins Glas geschüttet hatte.*

*„Palmer hat die Gläser vertauscht!“ schrie er und sprang vom Sessel. Aber er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.*

*Der Kellner sprang hinzu und fing ihn auf. Er war verwirrt, als der Gast in seinen Armen plötzlich einschlief.*

*„Wachen Sie doch auf, Sir!“*

*Aber Caran Klor rührte sich nicht, für ihn gab es kein Erwachen mehr.*

## 5.

Im Osten dämmerte bereits der neue Morgen, aber Dr. Wilma Sarlaya hatte noch kein Auge zugetan. Sie hatte auch jetzt noch keinen Schlaf. Sie saß im äußersten Winkel des Konferenzsaales und stierte auf die Pfahlbautenstadt hinunter. Dort draußen hatte das Leben wieder seinen normalen Lauf genommen. Die Leute diskutierten zwar immer noch die Ereignisse der letzten Nacht, aber sie vergaßen darüber hinaus nicht ihre Urlaubsvergnügungen.

Ein Verbrecher war unter dramatischen Umständen umgekommen - er hatte sich selbst gerichtet. Morgen würde es keine Sensation mehr sein, und übermorgen würde kaum jemand mehr darüber sprechen. Daß aber fast zur gleichen Zeit Perry Rhodans Sohn auf bestialische Weise ermordet worden war, das wußte niemand von den Touristen“. Darüber wurde von den zuständigen Stellen Stillschweigen gewahrt, Reginald Bull hatte den strikten Befehl dazu gegeben. Das Leben auf den Molukken ging friedlich weiter, aber hinter den Kulissen wurde fieberhaft gearbeitet.

Dr. Wilma Sarlaya wurde stillschweigend geduldet. Manchmal war sie Reginald Bull mit unliebsamen Fragen auf die Nerven gefallen, und er wollte sie schon zum x-ten Male hinauswerfen, aber sie hatte ihren Platz im Konferenzsaal bisher gut verteidigt. Von hier aus wurden die Untersuchungen geleitet, alle Informationen kamen hier zusammen. Wilma Sarlaya wollte bis zum letzten Augenblick ausharren, denn der Fortgang der Ermittlungen interessierte sie aus ganz privaten Motiven heraus.

Sie fühlte sich am Tode Michael Rhodans schuldig. Denn sie persönlich war es, die den Androiden an die *Koppensnellers* verkauft hatte. *Ich bin schuldig*, hämmerte es in ihrem Kopf, *als hätte ich selbst das Messer geführt, das Michael...*

„Was ist mit Ihnen, Madam?“ Der USO-Agent, der an der Tür postiert war, beugte sich besorgt zu ihr hinunter. „Soll ich Sie ins Freie bringen?“

Sie schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht. Schon wieder weinte sie, und es war ihr nicht einmal mehr aufgefallen. Aber sie brauchte sich ihrer Tränen nicht zu schämen, selbst einer der USO-Agenten hatte geweint, als er vor Michaels Leiche gestanden hatte; anderen war übel geworden, Reginald Bull war es ähnlich ergangen. Sie als Psychologin hatte erkannt, daß der Chef der Explorerflotte einem Nervenzusammenbruch nahe gewesen war.

Jetzt schien er sich wieder gefaßt zu haben, aber seine äußerliche Ruhe täuschte nur über seinen inneren Aufruhr hinweg. Wilma Sarlaya wußte das. Sie putzte sich die Nase und versuchte, die Worte zu verstehen, die am Konferenztisch gesprochen wurden.

Zwanzig Männer saßen um den Tisch, von denen Wilma Sarlaya nur Bull selbst, den Mutanten Ishibashi und den Solaren Geheimdienstchef Allan D. Mercant erkannte. Letzterer hatte eben eine längere Rede beendet. Reginald Bull stellte eine Frage, Mercant verneinte.

Wilma Sarlaya konnte sich nicht konzentrieren, sie hörte aus dem Gespräch am Konferenztisch nur heraus, daß Michaels Mörder noch nicht gefunden war.

Plötzlich gab es eine Unterbrechung. Aus dem Telekom an Bulls Tisch klang eine erregte Stimme.

„Wir haben den Jungen, Sir!“

„Buru-Slim?“ fragte Bull.

„Ja.“

„Und - ist er der Androide?“

„Nein, Sir...“

„Verflucht!“ Reginald Bull schlug die geballte Faust auf den Tisch. „Bringen Sie den kleinen Teufel hier herauf. Sofort!“

„Jawohl, Sir.“

Am Konferenztisch wurde es still. In dieses Schweigen hinein sagte Wilma Sarlaya: „Warum nennen Sie den Jungen einen Teufel, wo doch seine Unschuld bewiesen sein dürfte?“

„Halten Sie sich da gefälligst heraus“, brüllte Bull sie an, „sonst lasse ich Sie in einer Zwangsjacke abführen!“

Wieder schlug der Telekom an. „Ja?“ meldete sich Bull.

„Hier ist Doktor Kassel. Ich leite die Autopsie. Wir haben festgestellt, daß der Tod durch einen Schnitt mit einem scharfen Gegenstand - wahrscheinlich einem Messer -, beginnend an der Halsschlagader...“

„Und dafür haben Sie fünf Stunden gebraucht?“ unterbrach ihn Bull.

„Nein“, entgegnete der Arzt ruhig. „Wir bekamen die Leiche erst vor einer halben Stunde. Vorher hatten sie die Laborleute.“

„Rufen Sie nur an, um mir das zu sagen?“

„Nein, Sir. Ich möchte Sie um die Erlaubnis für eine gründliche Untersuchung des Leichnams bitten.“

Bulls Gesicht verkrampfte sich. Er konnte sich vorstellen, was der Arzt unter einer „gründlichen Untersuchung“ verstand. Er blickte fragend zu Mercant, dieser nickte.

„Genehmigt“, preßte Bull zwischen den Lippen hervor.

Gleich darauf meldete der Roboter im Vorzimmer, daß ein gewisser Leutnant Barret mit einem Kind angekommen sei.

„Herein mit ihnen“, befahl Bull. „Knöpfen Sie sich den Jungen vor, Allan.“

Der Abwehrchef nickte, erhob sich und ging zu einem Schreibtisch, der etwas abseits an einer Wand stand. Er winkte dem USO-Agenten, zwei Stühle herbeizuschaffen.

Wilma Sarlaya rief: „Buru-Slim ist taubstumm... er... fassen Sie ihn bitte nicht zu hart an.“

Mercant grunzte zustimmend. Er war von kleiner Statur, das würde auch auf den Jungen beruhigend wirken.

Die Tür ging auf, Leutnant Barret schob einen mageren Jungen mit viel zu großem Kopf herein; er zitterte am ganzen Körper, er hatte die schwachen Arme angewinkelt und drückte sie fest an die flache Brust. Hinter ihm fiel die Tür krachend ins Schloß, als Leutnant Barret hinausging. Wilma Sarlaya zuckte durch das Geräusch zusammen, und sie sah, wie auch Buru-Slim zusammenzuckte.

Er kann das Geräusch nicht gehört haben, dachte sie, er ist doch taub!

\*

Mercant winkte dem Alfurenjungen und sagte deutlich: „Kannst du die Worte von meinen

Lippen ablesen?“

Buru-Slim nickte zaghaft.

„Komm zu mir her und setz dich“, sagte Mercant. „Glaubst du mir, daß wir gut zu dir sein wollen?“

Buru-Slim setzte sich vorsichtig. Nachdem Mercant die Frage an ihn gerichtet hatte, wandte er den Kopf und sah zu Wilma hinüber. Sie erkannte den hilfeschendenden Blick und registrierte: Er weiß, daß nur ich echtes Mitleid für ihn empfinde, die anderen haben Vorurteile.

„Willst du uns helfen?“ fragte Mercant, als sich Buru-Slim wieder zu ihm umwandte.

Ein leichtes Nicken.

„Ich werde jetzt einige Fragen an dich richten und bitte dich, daß du sie wahrheitsgetreu beantwortest. Wirst du das?“

Wieder nickte Buru-Slim. Er verkrampfte die Hände, um das Zittern zu verbergen, dann warf er einen argwöhnischen Blick zu den Männern am Konferenztisch.

„Sie alle meinen es gut mit dir“, sagte Mercant.

Ein fragender Blick: Wirklich?

„Ich frage jetzt“, lenkte Mercant ab. „Erinnerst du dich noch an gestern abend?“

Nicken: Ja.

„Warum hast du solche Angst vor dem tätowierten Mann gezeigt?“

Eine flüchtige Bewegung über den Hals: Kopfschneller.

„Du wußtest, daß er zu den *Koppensnellers* gehört?“

Nicken: Ja.

„Schon lange?“

Kopfschütteln: Nein.

„Schon bevor du den Raum betratst?“

Kopfschütteln: Nein.

Mercants Fragen drehten sich noch einige Zeit um diesen Punkt, aber Wilma Sarlaya erkannte bald, daß nichts Neues dabei zutage treten würde. Das sah auch Mercant ein. Er griff weiter in die Vergangenheit zurück und fragte Buru-Slim über die Zeit aus, da er zu Michael und Myhra gestoßen war.

Anfangs kamen nur die bekannten Tatsachen dabei heraus, aber dann stellte Mercant eine scheinbar harmlose Frage, deren Beantwortung für Wilma Sarlaya aber sehr bedeutungsvoll war.

Mercant fragte: „Hast du absichtlich Kontakt mit Michael gesucht?“ Ein Nicken: Ja. „Aus welchem Grund?“

Ein Schulterzucken, ein huschendes Lächeln mit Augen und Mund, bedeutungsvolles Fingerspiel: Michael war sympathisch, er brauchte Kontakt, er war gut. Mercant kam hinter den Sinn von Buru-Slims Gesten allerdings erst durch einige direkte Fragen. Er erfuhr dann noch, daß Buru-Slim Michael vorher noch nie gesehen hatte, aber daß ihn ein Gefühl - dessen Definition Mercant nicht gelang - zu ihm hinstogte.

„Es zog dich also magisch zu Michael?“

Ein verwunderter Blick aus den großen Augen: Das Wort „magisch“ kenne ich nicht.

Mercant wechselte auf einen anderen Punkt über.

„Wohin bist du gelaufen, nachdem du das Haus verlassen hast?“

Ein mit den Lippen geformtes Wort: Myhra.

„Er meint Djilolo-Myhra“, klärte Bull den Abwehrchef auf.

„Wohin seid ihr gelaufen?“

Nach einer weiteren mühseligen Fragerei, bei der Mercant einen Plan von Morotai zu Hilfe nahm, kam heraus, daß Buru-Slim und Djilolo-Myhra zum Strand hinuntergelaufen waren. Myhra bat ihn, bei ihm zu bleiben, aber dann sei „die Luft sehr gefährlich“ geworden, und er habe Myhra aus den Augen verloren. Er wußte Michael in seiner Nähe und folgte ihm zur

Pfahlbautenstadt. Aber wieder habe ihn „gefährliche Luft“ verjagt. Und inmitten dieses Gefahrenherdes habe sich Michael befunden.

„Wo befand sich der Gefahrenherd?“ wollte Mercant wissen.

Der dünne Zeigefinger tippte auf das Herz der Pfahlbautenstadt, einen Kilometer von der Transmitterstation entfernt.

„Der kleine Teufel lügt!“ schrie Bull. „Michael wurde bei den Umkleidekabinen ermordet. Die sollen ihn nochmals gründlich untersuchen.“

„Einen Androiden würde man sofort unter einem Röntgenschild entlarven“, warf Wilma Sarlaya ein. „Welche genauere Untersuchung wünschen Sie noch?“

„Aber, zum Teufel!“ erwiderte Bull aufgebracht, „es ist doch sonnenklar, daß uns dieser Kerl mit seinen mystischen Ausschmückungen nur verwirren will. ‚Gefährliche Luft‘! Andauernd gibt er uns zu verstehen, daß diese Nacht ‚gefährliche Luft‘ hatte. Was sollen wir damit anfangen? Ich sage, er lügt. Ishibashi, jetzt sind Sie an der Reihe. Beeinflussen Sie ihn, dann wird er schon mit der Wahrheit herausrücken.“

Kitai Ishibashi erhob sich zwar, aber er zögerte. „Sir...“

Buru-Slim sprang plötzlich aus seinem Stuhl und rannte gehetzt zu Wilma Sarlaya. Er preßte seinen Körper, der von einem lautlosen Schluchzen geschüttelt wurde, ganz fest an sie.

„Was haben wir ihm denn getan?“ erkundigte sich Bull schuldbewußt, weil er fühlte, daß er den Zusammenbruch des Jungen herbeigeführt hatte. Aber er fand keinen logischen Grund dafür.

Anklagend rief Wilma Sarlaya den Männern zu: „Habt ihr es denn nicht erkannt?“ Schweigen. „Sie sind doch ein Mutant, Kitai Ishibashi. Ist es Ihnen ebenfalls nicht aufgefallen?“

„Ich ahnte etwas“, sagte der Japaner.

„Wovon redet ihr?“ fragte Bull. „Darf man das vielleicht erfahren?“

„Ja, man darf“, sagte Wilma Sarlaya, sie war in höchstem Grade erbost. „Alle Anzeichen sprechen dafür, daß Buru-Slim eine parapsychische Fähigkeit besitzt. Wahrscheinlich ist er ein Empath.“

„Ich glaube, sie hat recht“, beantwortete Kitai Ishibashi Bulls fragenden Blick.

Wilma murmelte dem Alfurenjungen beruhigende Worte zu, dann wandte sie sich wieder an die Männer, die betreten schwiegen und in Gedanken versunken schienen.

„Ein Empath“, erklärte sie, „empfindet die Gefühle seiner Mitmenschen, er fühlt ihr *Gut* oder *Böse*. Wissen Sie, was das bedeutet, wenn Sie ein Leben lang den Emotionen der anderen Menschen ausgeliefert sind? Wahrscheinlich stürmten schon seit frühester Kindheit die fremden Emotionen auf Buru-Slim ein, dadurch dürfte er auch sein Gehör und seine Sprechfähigkeit eingebüßt haben. Er kann sich niemandem mitteilen und versteht nicht die Worte, die die Mäuler um ihn sagen, aber er spürt die unverhüllten Empfindungen, die dahinterstecken. Mit wieviel Schlechtigkeit muß er in all den Jahren überhäuft worden sein! Wir können es nur ahnen. Wen wundert es da noch, daß er sich zu Menschen hingezogen fühlte, deren Emotionen nicht von Bösartigkeit und Hintergründigkeit durchsetzt waren. Es sind in erster Linie natürlich Kinder, die das sagen, was sie fühlen, und Buru-Slim stellte Michael Rhodan nur das beste Zeugnis aus, indem er sich zu ihm hingezogen fühlte. Aber Sie, meine Herren, suchen dahinter eine Hinterhältigkeit, oder gar eine geplante Mordabsicht. Und das haben Sie Buru-Slim *spüren* lassen - *er war Ihren Emotionen ausgesetzt*<sup>1</sup>. Darum sucht er Schutz bei mir.“

„Mein Gott“, stöhnte Bull; und er dachte: Wir haben ihn in Gedanken alle mit dem Mord in Verbindung gebracht er muß in diesem Zimmer Schreckliches durchgemacht haben. Laut sagte er: „Wir müssen ganz von vorne anfangen... ganz von vorne.“

„Buru-Slim kann Ihnen eine große Hilfe sein“, sagte Wilma Sarlaya, „aber Sie müssen ihm Ihr Vertrauen spüren lassen, sonst bringen Sie ihn um.“

Wilma hob Slims Kopf am Kinn an und küßte ihn auf die Stirn. Sie erntete dafür einen Blick

aus Augen, die von mehr Dankbarkeit sprachen, als tausend Worte es vermocht hätten. Von den Männern wußte keiner noch so recht, wie er sich verhalten sollte - Wilma Sarlaya hatte sie beschämt. Bull war deshalb froh, als das Summen des Telekoms das Schweigen durchbrach.

„Ach, Sie sind es, Doc“, murmelte er, als Dr. Kassel auf dem Bildschirm erschien. „Was wollen Sie denn?“

„Sie scheinen nicht sehr begeistert von meinem Anruf zu sein“, beschwerte sich Dr. Kassel. „Was haben Sie denn erwartet? Ich bin in Zeitnot...“ „Zumindest könnten Sie unsere Arbeit ein wenig mehr würdigen“, erwiderte der Arzt mit stoischer Ruhe. „Mein Team und ich, wir rackern uns ab. Und was ist der Dank? Wir schnitzeln da an einer Leiche herum, die...“

„Mann!“ schrie Bull zornig. „Ich will Ihnen zubilligen, daß Ihr Beruf Sie abgeklärt hat. Aber ich verprügele Sie eigenhändig, wenn Sie noch einmal so abfällig über die sterbliche Hülle Michael Rhodans sprechen!“ „Tu ich ja nicht“, entgegnete Dr. Kassel unschuldsvoll. „Wie meinen Sie das?“

Dr. Kassel genoß sichtlich jedes Wort, als er sagte: „Daß es sich bei der eingelieferten Leiche nie und nimmer um Michael Rhodan handelt!“ „Wiederholen Sie das“, forderte Bull. „Der Leichnam hat zwar verblüffende *äußerliche* Ähnlichkeit mit Michael Rhodan“, erklärte der Arzt. „Aber bei genauerer Untersuchung habe ich einige unbekannte Organe gefunden, die weder Michael Rhodan besitzt, noch sonst ein Mensch. Andererseits fehlen Niere, Leber und einige lebensnotwendige Drüsen vollkommen. Auch Herz und Lungen sind verkümmert...“

„Es handelt sich ganz sicher nicht um Michael Rhodan?“ unterbrach Bull. „Ganz bestimmt nicht!“

Bull unterbrach die Verbindung. Mit einem hilflosen und von fast kindlicher Freude zeugenden Blick sah er sich im Räume um. „Haben Sie das gehört?“ fragte er schließlich.

Mercant war zu ihm getreten und sagte: „Dann besteht die Hoffnung, daß Michael lebt.“

„Er lebt“, murmelte Bull, die kurz aufgeflammete Erleichterung verschwand im nächsten Augenblick wieder von seinem Gesicht. Er sprach seine neue Befürchtung aus: „Hoffentlich lebt er noch. Wir wissen, daß ihn ein blutrünstiger Androide jagt... Allan, wir müssen sofort alle Hebel in Bewegung setzen, um Mikes Spuren zu verfolgen. Ein ganz neuer Gesichtspunkt hat sich ergeben...“

Allan D. Mercant und Reginald Bull waren wieder ganz die alten. Die Lähmung, die Michael Rhodans vermeintlicher Tod bei ihnen hervorgerufen hatte, fiel mit einemmal ab.

„Vielleicht befindet sich Mike noch auf der Insel“, vermutete Mercant. Eine großangelegte Suchaktion wurde eingeleitet. USO-Agenten versuchten, anhand von Aussagen der Touristen, Michael Rhodans Weg zu rekonstruieren. Wer hat diesen Jungen gesehen? Fotos wurden gezeigt. War er allein?

Bull erinnerte sich, daß Ceram-Ed gesagt hatte, Myhra und Michael hätten ihn dabei beobachtet, wie er den Androiden trainierte. Sofort ließ er die USO-Spezialisten zu sich kommen, die die Kinder immer beschattet hatten. Sein Verdacht, daß die Kinder auf Halmahera einen Stützpunkt der *Koppensnellers* entdeckt hatten, wurde nach dem Gespräch mit den USO-Agenten zur Gewißheit. Bull ließ den bezeichneten Teil der Insel Halmahera von einem Spezialtrupp absuchen.

Er ging allen Spuren nach, die sich zeigten.

Er erinnerte sich wieder des seltsamen Kauzes, der mit ihm am Strand ein philosophisches Gespräch über den Sinn des Lebens hatte führen wollen. Er ging den Bericht des Agenten durch, der den Mann beschattet hatte. Dabei kamen einige seltsame Fakten zutage: 1. Der Mann gehörte nicht zur Explorerflotte.

2. Seine Identität war nicht bekannt.

3. Er hatte verschiedene Touristen in Gespräche über Leben und Tod zu verwickeln versucht; ein Mann sagte sogar aus, daß er von dem „pferdegesichtigen Mann“ gebeten worden war, ihn zu töten!



4. Der „Pferdegesichtige“ war kurz vor dem Mord bei den Umkleidekabinen am Strand gesehen worden.

Dieser Punkt erschien Bull am wichtigsten, und er ging ihm nach.

„Was wird aus Buru-Slim?“ wandte sich Wilma Sarlaya an Bull. Inzwischen war es Nachmittag geworden. „Bis jetzt habe ich mich um ihn gekümmert. Aber ich glaube, er spürt jetzt, daß die Atmosphäre für ihn hier nicht mehr unheildrohend ist.“

„Können Sie nicht mehr bleiben?“ erkundigte sich Bull.

„Nein“, bedauerte Wilma Sarlaya. „Sie wissen, daß die Ex-EZI I morgen früh startet, und ich habe noch einige Vorbereitungen zu treffen.“

„Schade, daß Sie uns schon verlassen müssen“, meinte Bull. Er ließ Dr. Sarlaya nur ungern gehen, jetzt, wo er sie so dringend für Buru-Slim benötigte. Sie war der einzige Mensch, der richtig mit ihm umgehen konnte.

Sie schien seine Gedanken erraten zu haben, denn sie sagte: „Vertrauen Sie Buru-Slim dem Mutanten Ishibashi an. Zu ihm hat der Junge das meiste Zutrauen.“

Reginald Bull sagte, das werde er tun.

Bevor sich Wilma Sarlaya endgültig von ihm verabschiedete, fragte sie: „Haben Sie schon die Identität der Leiche feststellen können? Ich meine, der tote Junge sieht Michael zwar zum Verwechseln ähnlich - aber um wen handelt es sich wirklich?“

„Das fragen wir uns auch.“

## 6.

Das „Museum der Weltraumfahrt“ war in der Ex-EZI I untergebracht, einem Schweren Kreuzer der TERRA-Klasse, der für die Bedürfnisse der Explorerflotte und der Ezia listen umgebaut worden war. Jetzt stand die Ex-EZI I schon seit achtzehn Jahren am Rande des Victoria-Naturschutzparkes - die Bezeichnung „Museum der Weltraumfahrt“ war nicht ganz zutreffend und führte die Besucher in die Irre. Denn was in den Decks eins bis zehn untergebracht war, verdiente am ehesten noch die Bezeichnung: „Der Ezialismus im Dienste der Menschheit; gestern - heute - morgen“.

Die Ausstellung zeigte den verwunderten Besuchern auf, daß der Ezialismus bereits in vielen Fällen Bedrohungen vom Solaren Imperium abgewendet hatte, daß der Ezialismus den Status der menschlichen Zivilisation heben würde, wäre er der großen Masse zugänglich; und schließlich wurde in einer Sonderschau ein Ausblick in eine Zukunft gewährt, die vom Ezialismus geprägt war.

Vor allem war es diese Sonderschau, die Verwunderung bei den Besuchern hervorrief. Hier wurde ihnen anhand logisch wirkender Beispiele gezeigt, wie verhängnisvoll sich die fortschreitende Spezialisierung der Menschen bei gleichzeitiger Ausdehnung des Solaren Imperiums in 10, 50 und 100 Jahren auswirken könnte; um das Chaos abzuwenden, sei eine Wissenschaft erforderlich, die sich mit allen Wissensgebieten beschäftigte und diese koordiniere. Eine solche Wissenschaft sei der Ezialismus. Jene Museumsbesucher, die sich dieser Argumentation anschlossen, staunten deshalb, daß sie vorher noch nie etwas vom Ezialismus gehört hatten.

Die Ezialisten klärten die Unwissenden gerne auf. Mittels Broschüren, Vorträgen und Diskussionen versuchten sie ihrer Wissenschaft jene Popularität zukommen zu lassen, die sie ihrer Meinung nach verdiente. Tatsächlich wurden dadurch einige Mitglieder für die Bewegung gewonnen, aber es war ein verschwindend kleiner Prozentsatz.

Dr. Wilma Sarlaya, die den geschäftlichen Teil erledigte, sah bald, daß Terra nicht der richtige Boden war, um den Ezialismus gedeihen zu lassen. Deshalb wurde beschlossen, den Sitz der *Extra Zerebralen Integration* nach Umtar zu verlegen. Umtar war jene

altarkonidische Welt, wo der Ezialismus seinen ersten und gleichzeitig einzigen großen Triumph gefeiert hatte: Professor Flensh Tringel hatte, zusammen mit Perry Rhodan, die Umtarer von einem gefährlichen Parasiten befreit. Den Umtarern war der Ezialismus ein Begriff geworden, deshalb sollte das Ezialistische Institut auf Umtar gebaut werden.

In vierzehn Stunden würde die Ex-EZI I starten. Das „Museum der Weltraumfahrt“ war schon am Vorabend für die Öffentlichkeit gesperrt worden, nur noch die Vertreter von Televisionen und Presse hatten Zutritt. Die Ezialisten hatten bereits mit den Startvorbereitungen begonnen.

Als Dr. Wilma Sarlaya, von den Molukken kommend, bei der Ex-EZI I eintraf, war sie von dem Rummel rund um das Ezialistenschiff gerührt. Außerhalb der Absperrung hatten sich Tausende von Neugierigen eingefunden, die TV-Leute bauten bereits ihre Kameras und Scheinwerfer auf, und die Hauptschleuse der Ex-EZI I wurde ständig von Reportern belagert.

Als sie das Flugtaxi verließ, das sie neben einer der zwölf Teleskoplandestützen abgesetzt hatte, stürzte sich sofort eine Horde Reporter auf sie. Sie fühlte sich müde und abgespannt und war nicht in der Lage, alle Fragen zu beantworten, die auf sie niederprasselten.

„Stimmt es, daß der Ezialismus auf den Hochschulen von Umtar Hauptfach werden soll?“

„Das ist Sache der Umtarer“, antwortete die Psychologin Dr. Wilma Sarlaya.

„Woher kommen die Gelder für das Ezialistische Institut?“

„Kein Kommentar.“

„Ist es wirklich nur ein Gerücht, daß Sie Lehrer von den terranischen Universitäten abwerben wollen?“

„Natürlich, wir haben genug *ezialistische* Professoren.“

„Wann starten Sie?“

„Dürfen tatsächlich während des Fluges keine Reporter an Bord der Ex-EZI?“

„Ist es eine große Enttäuschung für Sie, daß der Großadministrator nun doch nicht den Grundstein für das Ezialistische Institut legen wird?“

„Was sagen Sie da?“ Wilma Sarlaya versuchte, den Fragesteller aus den Reportern herauszufinden. Aber es gelang ihr nicht, denn andere Fragen prasselten bereits auf sie herunter.

„Wäre Professor Flensh Tringel mit der Entwicklung, die der Ezialismus genommen hat, zufrieden?“

„Was können Sie uns über seinen Tod sagen?“

„Wurde er wirklich erschossen?“

„Stimmt es, daß Sie ihn töten mußten?“

„*Waren es Sie?*“

„*Haben Sie ihn erschossen?*“

Dr. Wilma Sarlaya spürte Panik in sich aufkommen. Plötzlich waren die Reporter hämisch grinsende Teufel, schadenfroh und sensationshungrig. Sie bahnte sich schnell einen Weg durch die Menge. *Haben Sie ihn erschossen?* hallte es in ihrem Kopf. Weitere Fragen wurden an sie gestellt.

„Fragen Sie bitte Herrn George Mandell“, versuchte sie die Reporter abzuschütteln. „Er vertritt mich.“

*Hast du Flensh Tringel erschossen?* fragte eine Stimme in ihrem Innern. *Gib es doch zu, Wilma. Du hast ihn kaltblütig erschossen.*

Wie durch Schleier hindurch sah sie zwei Ordnungsroboter, die sie flankierten und sicher aus dem Reporterrudel zur Hauptschleuse der Ex-EZI I hinaufbrachten.

*Was ist, Wilma, hast du nun Flensh umgebracht oder nicht?* Das war wieder ihr Gewissen.

*Ja, ich habe es getan. Es war damals auf Umtar, es liegt schon dreiundzwanzig Jahre zurück... er war von Parasiten befallen... ich hatte keine Bakteriophagen mehr, um ihn zu heilen... ich mußte ihn erschießen...*

„Ich mußte es tun“, stöhnte sie. „Ich hatte keine andere Wahl. Flensh, verzeih mir, bitte...“

„Schon gut, Wilma“, murmelte eine beruhigende Stimme. „Alles ist wieder gut.“

Der Mann hatte sich von einer Diskussionsgruppe abgesondert und nahm Wilma Sarlaya behutsam um die Schulter, als sie mit den Ordnungsrobotern in die Ladeschleuse kam. Er führte sie sofort zum Antigravlift und fuhr mit ihr zum elften Deck hoch, wo er sie zu ihrer Kabine begleitete.

„Danke, George“, murmelte Wilma Sarlaya.

„Was ist geschehen?“ fragte George Mandell, der früher stellvertretender Kommandant und Astrophysiker und Biologe gewesen war, sich jetzt aber vollkommen dem Ezialismus widmete. Er war achtundfünfzig, um ein Jahr jünger als Dr. Sarlaya, wirkte aber trotzdem viel älter.

Wilma Sarlaya berichtete ihm kurz von den Anspielungen der Reporter auf Tringels Tod.

„Dieses Pack“, schimpfte Mandell. Dann sagte er: „Wann lädst du einmal deinen Schuldkomplex ab? Wir alle wissen, daß du Flensh nur geholfen hast, als du ihn von seiner Qual befreitest.“

Sie hatten ihre Kabine erreicht. „Sei still, George“, sagte sie und preßte ihm ihre Hand auf die Lippen. „Du kannst leicht davon reden, daß ich den Schuldkomplex abladen soll. Aber du müßtest dich einmal in derselben Situation wie ich befinden. Vielleicht würdest du mich dann verstehen.“

„Wir alle verstehen dich, aber...“

„Nein, sprich es nicht aus“, unterbrach sie ihn. „Ich kenne deine Argumente. Möglich, daß ich darüber hinwegkommen könnte, wenn ich Flenshs Werk zu dem gemacht hätte, was er sich gewünscht hat. Aber ich habe versagt. Es ist mir nicht gelungen, dem Ezialismus zu der gebührenden Anerkennung zu verhelfen.“

„Wilma“, sagte George Mandell etwas ungeduldig, „du solltest dich bis zum Start ausruhen. Ches, die anderen und ich, wir können die letzten Vorbereitungen auch alleine zu Ende führen.“

„Ich fühle mich schon wieder besser“, sagte sie und versuchte ein Lächeln. Aber sie konnte Mandell nicht täuschen. Schnell fragte sie: „Stimmt es, daß Perry Rhodan es abgelehnt hat, die Grundsteinlegung auf Umtar vorzunehmen?“

„Ja“, antwortete Mandell. „Der Hyperkomspruch kam erst vor zwei Stunden. Wir versuchten danach sofort, wieder mit der CREST IV Kontakt zu bekommen, aber unsere Anrufe wurden nicht mehr beantwortet. Es muß dem Großadministrator etwas Wichtiges dazwischengekommen sein.“

„Es ist wegen Mike“, meinte sie. Als Mandell sie erstaunt ansah, erklärte sie ihm in groben Zügen, was geschehen war. Sie fügte hinzu: „Es ist nur verständlich, daß der Großadministrator alle Verpflichtungen abgesagt hat. Wahrscheinlich ist er bereits nach Terra unterwegs. Aber keine Bange, George, Perry Rhodan wird die Grundsteinlegung vornehmen. Ich glaube nämlich zu wissen, wo sich Mike aufhält. Du kannst inzwischen einen Hyperkomspruch an die CREST senden, und diesmal bekommst du bestimmt eine Antwort. Melde Perry Rhodan, daß sein Sohn nicht in Gefahr ist.“

„Wilma, bist du dir darüber klar, was ich anrichte, wenn ich den Großadministrator in Sicherheit wiege und es sich dann herausstellt, daß deine Vermutung falsch ist?“ warf Mandell ein.

„Ich bin ziemlich sicher, daß Michael an Bord unseres Schiffes ist“, sagte sie zuversichtlich und fügte hinzu: „Aber das darfst du noch nicht durchgeben.“

„Wie kommst du darauf...?“ wollte er wissen. Aber sie winkte ab.

Statt einer Antwort fragte sie: „Ist Ches in der Ezialistischen?“

„Natürlich“, antwortete Mandell verblüfft. „Du weißt, daß er sie in den letzten zwanzig Jahren kaum verlassen hat.“

Die Ezialistische Abteilung befand sich auf Deck 15. Das Laboratorium, das sich Flensh Tringel hier geschaffen hatte, war ein Kuriosum besonderer Art. Reginald Bull, der es nach der Schiffstaupe auf Opposite nur kurz betreten hatte, bezeichnete es als einen Alptraum. Auf einen Uneingeweihten mußte es auch diesen Eindruck machen, aber die Männer, die nach Tringels Tod hier arbeiteten, erkannten bald, wie genial durchkonstruiert diese Anlagen waren. Geräte standen scheinbar sinnlos beieinander und übereinander, waren zusammengebaut oder konnten gekoppelt werden, Geräte, die normalerweise in überhaupt keinem Zusammenhang standen, waren zu einer Einheit geworden es war ein 25 Meter hohes Gebilde, das bis unter die Glaskuppel reichte, die den oberen Pol des Raumschiffes bildete.

Die Anlagen lagen im Dunkeln. Eine Blende war vor die Glaskuppel geschoben und verhinderte, daß das Tageslicht einfiel.

Nur aus einem verborgenen Winkel fiel ein gelber Lichtstrahl.

„Pst“, kam ein Flüstern aus dieser Richtung. „Ich bekomme Besuch. Ganz mäuschenstill jetzt, bitte.“

Eine noch leisere Stimme sagte: „Ja.“

Plötzlich war ein lautes Geräusch beim Antigravlift, gleich darauf ging die Beleuchtung an. Dr. Wilma Sarlaya war aus dem Schacht gesprungen. Sie machte zwei Schritte in den Raum hinein, dann blickte sie sich suchend um.

„Ches?“ rief sie. „Bist du hier, Ches?“

Keine Antwort erfolgte.

Ihre Stimme wurde energischer. „Ich weiß, daß du hier bist, Chester Wyland, du brauchst dich also nicht zu verstecken.“

„Wer versteckt sich denn!“ kam es empört von irgendwo hinter dem Geräteberg hervor. „Ich habe gearbeitet - und ich habe auch jetzt noch zu arbeiten.“

„Komm hervor, ich habe mit dir zu sprechen.“

Zehn Meter über Wilma Sarlaya war an einem elektronischen Analysator eine Bewegung - ein metallener Tentakel mit Greifwerkzeugen kam zum Vorschein, dann folgte ein Wesen, halb Mensch, halb Robot: Kopf, Arme und Beine waren humanoid, der Hals mündete in eine dreißig Zentimeter durchmessende Metallkugel, aus der gut zwei Dutzend glitzernde Tentakel ragten, der Unterleib wirkte seltsam schmal und war, wie Arme und Beine, von einem undurchsichtigen, geschmeidigen Kunststoffpanzer überzogen.

Wilma Sarlaya war den Anblick Chester Wylands schon gewöhnt; sie kannte auch seine Eigenheiten, deshalb wartete sie geduldig, bis er durch die Luft geschwebt war und schließlich neben ihr stand. Sie betrachtete ihn ruhig und sagte: „Ich möchte mit dir ernsthaft reden, Ches.“

„Muß das sein?“ Das greise Gesicht über der Metallkugel zeigte Mißfallen.

„Ich glaube“, sagte Wilma tadelnd, „daß dir genügend Zeit für deine extravaganten Spiele zur Verfügung steht. Es ist also nicht zuviel verlangt, wenn du dich für einige Minuten einmal dem Ernst des Lebens widmest.“

„Aber das Leben besteht doch aus Spaß und Spiel!“ argumentierte Wyland.

„Hör auf damit!“ fuhr ihn Wilma an. „Ich möchte nichts von deiner kindischen Philosophie hören. Überlasse das weitere Gespräch Psycho-Boy, mit ihm kann man wenigstens vernünftig reden.“

Knurrend gehorchte Wyland und erteilte Psycho-Boy das Wort.

„Ches nimmt den Spaß zu ernst“, kam es über Wylands Lippen, aber diesmal stammten die Worte aus der metallenen Kugel des Mensch-Robot-Symbionten. Psycho-Boy war ursprünglich ein Weck-Robot gewesen, den Flensh Tringel Chester Wyland geschenkt hatte. Nach anfänglichen Mißverständnissen war Psycho-Boy für den Kommandanten der Ex-EZI I immer unentbehrlicher geworden. Diese beiderseitige Abhängigkeit hatte schließlich zu dieser seltsamen Symbiose geführt.

Wilma kannte die Zusammenhänge nicht genau, aber sie wußte, daß Psycho-Boy seinem

menschlichen Symbionten sämtliche Organismen ersetzte. Physisch gesehen, bildeten Chester Wyland und Psycho-Boy eine harmonisierende Einheit, nach psychischen Gesichtspunkten waren sie allerdings schizophran, Chester Wylands Ansicht war, daß er sich durch die Symbiose mit dem Robot von allen weltlichen Dingen loslösen könnte, um voll und ganz im Reich des Geistes aufzugehen. Psycho-Boy war hingegen realistischer eingestellt. Flensh Tringel hatte ihm unbestechliche Lernkreise eingepflanzt - er erkannte, daß Wylands philosophische Lebensauffassung nichts weiter als eine Schwärmerei war, die ins Uferlose führte. Aber Psycho-Boys Wirklichkeitssinn hatte die Diskrepanz zu seinem Symbiose-Partner nur noch vergrößert, Chester Wyland machte eine geistige Flucht nach vorne, der er aber nicht gewachsen war, deshalb verirrt er sich im Labyrinth der Existenzphilosophie.

Daran dachte Wilma jetzt - sie hätte rundheraus sagen können, daß Wyland nun geistesgestört war, aber sie tat es nicht, weil diese Definition seines Zustandes nicht ganz zutraf. Es war eine Art genialer Wahnsinn: Von sich aus gesehen war Wyland normal, die anderen konnten ihm geistig nicht folgen. Wylands psychische Flucht endete in einer Phantasiewelt, die der eines Kindes sehr ähnelte. Das wollte Psycho-Boy auch ausdrücken, als er eben gesagt hatte: „Ches nimmt den Spaß zu ernst.“

„Vielleicht wird er noch einmal erwachsen“, meinte Wilma. Sie seufzte. „Aber ich bin nicht hergekommen, um darüber mit dir zu diskutieren.“ Sie sprach den Mensch-Robot-Symbionten immer in der Einzahl an. „Ich möchte von dir wissen, ob gestern abend einer der Museumsbesucher sich vielleicht nach Deck fünfzehn verirrt hat.“

„In die Ezialistische Abteilung?“ Psycho-Boy schüttelte Wylands Kopf. „Hier oben war niemand. Es ist ja für die Besucher verboten, über Deck zehn hinauszugehen.“

„Es könnte sich jemand verirrt haben“, warf Wilma ein.

„Hier oben war niemand“, beharrte Psycho-Boy; aber Wilma war die Unsicherheit in Wylands Stimme nicht entgangen.

„Lügst du auch nicht, Ches?“ drang sie in den Cyborg.

Chester Wyland schwieg.

Wilma seufzte. „Ich habe gehofft, daß wenigstens Psycho-Boy mit beiden Beinen auf dem Boden steht, aber anscheinend habe ich mich geirrt.“

„Wird jemand vermißt?“ fragte der Cyborg.

„Ja, ein Junge.“

„Ein Junge allein war bestimmt nicht hier oben“, sagte der Cyborg schnell.

Die besondere Formulierung fiel Wilma auf, und sie fragte: „Dann befand sich ein Mädchen in seiner Begleitung?“

Das greise Gesicht Chester Wylands verzog sich, schmollend meinte er: „Warum hackst du dauernd auf mir herum - und was hat es mit den Kindern auf sich?“

„Ich werde es dir sagen“, erklärte Wilma; sie war nahe daran, die Geduld zu verlieren. Aber da sie aus Erfahrung wußte, wie schwer es war, mit Wyland vernünftig über reale Angelegenheiten zu sprechen, nahm sie sich zusammen. In schlichten Worten schilderte sie, daß beide Kinder als vermißt galten und welche Anstrengungen unternommen wurden, sie aufzufinden. Abschließend sagte sie: „Der Junge ist Perry Rhodans Sohn.“

„Schade“, entgegnete Wyland traurig. „Das ist sehr schade. Und ich hatte mich schon so auf neue Diskussionspartner gefreut.“

Wilma sprach ihm gut zu. „Du mußt das verstehen, Ches, Kinder sind noch nicht so selbständig, daß sie allein für sich entscheiden können. Sie sind auf ihre Eltern oder Erzieher angewiesen. Du hättest dir denken können, daß das Mädchen und der Junge - auch wenn es sich nicht um Perry Rhodans Sohn gehandelt hätte - ausgerissen sind. Und folglich liegt es auf der Hand, daß sich ihre Eltern halb zu Tode ängstigen.“

„Daran ist nur die verdammte Gesellschaftsordnung schuld“, schimpfte Wyland. „Warum machen die Menschen ihre Kinder nur so sehr von sich abhängig. Auch ein Kind hat, wie jedes andere Geschöpf, ein Recht auf uneingeschränkte Freiheit!“

„Komme mir bitte nicht schon wieder mit deinen verdrehten Ansichten“, ermahnte Wilma.  
„Wo sind die Kinder?“

„Das sage ich dir nicht“, trotzte der Cyborg. „Bevor ich die Kinder ausliefere, werde ich sie fragen, ob sie überhaupt von hier fortwollen. Ich habe ihnen mein Versprechen gegeben.“  
„Ches, werde nicht aufsässig“, mahnte Wilma. In begütigendem Ton fuhr sie fort: „Du mußt das doch verstehen; ich will dir bestimmt nicht die Freude verderben, aber du kannst die Kinder nicht einfach bei dir verbergen, wenn sie von aller Welt gesucht werden. Es wäre ein übler Streich - und er könnte dich ins Gefängnis bringen.“

„Ich habe ja sofort Bedenken gehabt“, äußerte sich Psycho-Boy über Wylands Lippen.

„Sei still“, kam es gleich darauf von Wyland. „Ich habe nichts Böses getan. Die Kinder kamen herauf in die Ezialistische, und sie... sie fürchteten sich überhaupt nicht und waren unbefangen. Ich bin ihnen dankbar dafür. Und als sie mich baten, sie während des Fluges nach Umtar hier oben zu verstecken, da konnte ich ihnen den Wunsch nicht abschlagen.“

„Das verstehe ich schon“, beruhigte ihn Wilma. „Aber so geht das nicht. Wir müssen Reginald Bull zumindest eine Nachricht zukommen lassen, damit er weiß, daß es Michael und Myhra gutgeht.“

Wilma hatte kaum ausgesprochen, als von irgendwoher ein Gepolter zu ihr drang. Einen Augenblick lang war sie verwirrt und versuchte, die Lärmquelle zu ergründen. Gleich darauf wurde sie aufgeklärt. Michael und Myhra kamen Hand in Hand um eine Ecke gerannt.

„Wir dürfen hierbleiben?“ riefen sie fast gleichzeitig.

Wilma lächelte. „Ja“, sagte sie, „aber wir müssen Onkel Bully davon in Kenntnis setzen.“

„Und Jedea auch“, fügte Myhra hinzu.

Michael verzog das Gesicht. „Aber wenn Onkel Bully weiß, daß wir hier sind, kommt er uns holen.“

„Hm“, machte Wilma. Stirnrunzelnd überdachte sie diese Situation. Sie hatte nicht nur den Kindern zuliebe zugestimmt, daß sie an Bord der Ex-EZI I bleiben dürften, sondern weil sie auch die Meinung vertrat, daß Michael hier vor weiteren Anschlägen auf sein Leben sicherer war als anderswo. Wenn sie nun Reginald Bull in ihren Plan einweihte, würde er bestimmt nicht zustimmen - er hatte keine gute Meinung von den Ezialisten. Aber sie würde es ihm schon zeigen!

Sie sagte: „Gut, ich werde Onkel Bully nicht verraten, daß ihr auf der Ex-EZI I seid. Aber er muß erfahren, daß es euch an nichts fehlt, deshalb wirst du, Michael, eine diesbezügliche Nachricht an ihn schicken.“

„Aber“, warf Michael ein, „Onkel Bully ist ein alter Fuchs, und wie ich ihn kenne, wird er alle Hebel in Bewegung setzen, um herauszukriegen, von wo die Nachricht gekommen ist. Und er wird es herauskriegen!“

„Wir werden uns eben etwas einfallen lassen müssen, daß er deinen Aufenthaltsort nicht herausfindet“, meinte Wilma. „Du bist doch sonst nicht so ideenarm. Schließlich bist du mit Myhra auch unbemerkt hierhergekommen, obwohl alle USO-Agenten von Morotai nach euch suchten.“

Zum erstenmal sagte Myhra etwas. „Es wäre ja noch schöner, wenn wir den alten Herrn nicht an der Nase herumführen könnten“, meinte sie zuversichtlich.

Wilma sah sie erstaunt an. Sie kannte Djilolo-Myhra nur durch Michaels Erzählungen, aber sie fand doch, daß die Ausdrucksweise nicht ganz zu dem Bild paßte, das sie sich von ihr gemacht hatte.

Sie sah Myhra prüfend an.

hinausgezögert worden war. Er hatte keine Eile. Er war ein geduldiges Mordwerkzeug. Er würde jetzt den Start des Raumschiffes eben abwarten. Wahrscheinlich würde er zuschlagen, wenn sie sich im Linearflug befanden.

Bis dahin durfte er sich keine Blöße geben. Solche Fehler wie eben durften ihm nicht mehr unterlaufen, als er etwas so sagte, wie es Myhra bestimmt nicht gesagt hätte. Dadurch war die

Psychologin argwöhnisch geworden. Er mußte sie ablenken.

„Jede wird furchtbare Ängste ausstehen“, sagte Myhra.

„Willst du jetzt etwa kneifen?“ erkundigte sich Michael.

Wilma fiel schnell ein: „Selbstverständlich dürfen wir in der Nachricht nicht zu erwähnen vergessen, daß du ebenfalls in guten Händen bist, Myhra. Wird das deine Schwester beruhigen?“

„Ja, bestimmt“, sagte der Androide erleichtert.

Das positronische Gehirn des Androiden erkannte sofort, daß ihm ein Fehler unterlaufen war. Er durfte Dr. Sarlaya nicht unterschätzen. Und dieser Cyborg war ebenfalls eine potentielle Gefahr. Bestimmt konnte man ihn auch nicht so leicht in die Irre führen wie den Jungen, der bei passender Gelegenheit getötet werden mußte.

Eigentlich hätte die Tat schon lange geschehen sollen, aber es war immer etwas dazwischengekommen.

Jetzt hatte der Androide Zeit, er brauchte nichts zu überhasten. Das Mädchen Myhra war gekidnappt worden, und er, der Androide, war an seine Stelle getreten. Michael Rhodan hatte überhaupt keinen Verdacht geschöpft, als „Myhra“ sich ihm gestern abend angeschlossen hatte und ihm bereitwillig hierher gefolgt war.

Als Michael dann im Museum mit dem Androiden die offiziellen Räume verlassen hatte und in die Ezialistische Abteilung gegangen war, sah er eine Chance, seinen Auftrag auszuführen.

Doch da kam dieser Cyborg dazwischen.

Im Endeffekt änderte diese Verzögerung aber nichts. Er war programmiert worden, Michael Rhodan zu beseitigen, und er mußte es auf eine Art tun, daß kein Verdacht auf ihn fiel. Es machte nichts, daß der Zeitpunkt der Tat

## 7.

*Lieber Onkel Bully, Sorge Dich bitte nicht um mich, ich befinde mich in Sicherheit. Da ich aber weiß, wie ungewiß die Lage aussieht, werde ich Dir nicht verraten, wo ich mich befinde. Aber Du kannst mir glauben, daß mir hier nichts zustoßen wird. Myhra ist bei mir, und ihr geht es ebenfalls gut. Du kannst ihre Schwester beruhigen. Und richte bitte auch meinen Eltern aus, daß sie meinetwegen ihre Reise nicht abubrechen brauchen. Es fehlt mir wirklich an nichts, mir geht es ganz ausgezeichnet.*

*Dein Michael* Im ersten Augenblick war Bull über den Brief erleichtert, aber dann stutzte er. Michael hätte ganz bestimmt nicht „meine Eltern“ geschrieben, sondern eher „Daddy“ und „Mammy“, außerdem hätte er bestimmt nicht vergessen, seine Zwillingsschwester Suzan grüßen zu lassen. Und warum betonte er, daß „seine Eltern“ ihre Reise seinetwegen nicht abubrechen brauchten?

Ein Dienstroboter hatte die Nachricht überbracht. Bull erfuhr von ihm, daß er auf dem Raumhafen von Terrania von einem Mann - er gab eine genaue Personenbeschreibung - beauftragt worden war, diese Nachricht hierherzubringen und ihm, Reginald Bull, persönlich zu übergeben. Bull ging der Sache nach, aber die Behörde in Terrania konnte ihm nicht weiterhelfen, die Spur des Unbekannten war nicht zurückzuverfolgen.

Auf Morotai war es inzwischen 21 Uhr. Ganz kurz dachte Bull daran, daß noch neun Stunden bis zum Start des Ezialistenschiffes fehlten. Seit Dr. Sarlayas Abreise von der Insel waren die Ermittlungen unter Bulls und Mercants Leitung schnell vorangegangen. Kitai Ishibashi hatte von Buru-Slim erfahren, daß er das Versteck der *Koppensnellers* auf Halmahera kannte. Sofort wurde ein Trupp USO-Agenten darauf angesetzt, und erst vor wenigen Minuten hatte Mercant an Bull durchgegeben, daß die Höhle bereits besetzt werde.

Reginald Bull hatte sich in Ceram-Eds Büro einquartiert, das sich im Verwaltungsgebäude am

Rande der Pfahlbautenstadt befand, und leitete von dort die Untersuchungen. Seitdem er Michaels Nachricht erhalten hatte, galt sein Interesse allerdings nicht mehr so sehr den *Koppensnellers*. Er hatte das Gefühl, daß Michaels Mitteilung echt war, und eine Überprüfung der Handschrift zeigte auch, daß es sich nicht um eine Fälschung handelte. Aber trotzdem hatte er immer noch Bedenken. Es war noch nicht gesagt, daß Michael an seinem geheimen Aufenthaltsort in Sicherheit war.

Als Bull sein Büro verließ, um die Funkzentrale aufzusuchen, die einige Räume weiterlag, mußte er durch einen Wartesaal. Zwischen den aufdringlichen Reportern entdeckte er Djilolo-Jedea. Er führte sie in ein leerstehendes Verhörzimmer und sagte ihr, daß sie sich um Myhra nicht zu sorgen brauche, und schlug ihr vor, sie solle nach Hause gehen und schlafen. Aber sie bemerkte, daß er selbst nicht vollkommen von seinen Worten überzeugt war, und schüttelte nur den Kopf.

„Ich bleibe hier, bis Myhra gefunden wird“, sagte sie.

„Kann ich im Augenblick etwas für dich tun?“ erkundigte sich Bull. Nein, sagte sie, er könne nichts für sie tun. Er ließ sie wieder allein und ging in die Funkzentrale. Dort teilte man ihm mit, daß es nicht möglich war, mit der CREST IV Verbindung aufzunehmen.

„Das Flaggschiff des Großadministrators wird sich im Linearflug befinden“, meinte der Funkoffizier.

„Ach nein“, sagte Bull ironisch. Indigniert zog sich der Offizier zurück, und während sich Bull selbst am Hyperkom zu schaffen machte, dachte er: *Ich muß mich mehr zusammennehmen. Ich darf nicht alle so behandeln, als sei es ihre persönliche Schuld, daß es so weit gekommen ist.*

Nach einigen mißglückten Versuchen, die CREST zu erreichen, überließ er wieder dem Funker den Platz am Hyperkom. Er wollte sich mit dem Suggestor Kitai Ishibashi verbinden lassen, erfuhr aber von Leutnant Barret, daß er zusammen mit Buru-Slim am UNTERNEHMEN KOPPENSNELLERS teilnahm.

Bull war unruhig. Er spürte, daß irgend etwas in seinem Unterbewußtsein festsaß, das nicht an die Oberfläche gelangen konnte. Was war es nur, das wie ein Nebel durch seine Gedanken zog und nicht zu fassen war? Ein Anhaltspunkt? Ceram-Ed hatte gesagt: *Der Androide wird sich um den Jungen kümmern - das Mädchen ist bereits versorgt...*

„Die CREST, Sir!“ rief der Funker.

Bull schreckte aus seinen Überlegungen, er hatte die Lösung fast gehabt, jetzt war sie ihm wieder entglitten. Er fluchte. Als er beim Hyperkom ankam und Perry Rhodans Gesicht auf dem Bildschirm erblickte, da versuchte er, zuversichtlich zu wirken.

„Gute Nachrichten, Perry“, rief er, bevor der Großadministrator noch etwas sagen konnte.

„Michael ist in Sicherheit!“

Perry Rhodans Gesicht hellte sich auf. „Gott sei Dank“, sagte er erleichtert. „Wo hat er denn gesteckt?“

„Es steht dir nicht zu, ihn zu tadeln“, erklärte Bull heiter. „Schließlich hat er nur das getan, was du ihm fast täglich vorexerzierst. Er hat dein abenteuerlustiges Blut - er ist ganz der Papa. Du darfst ihn diesmal nicht bestrafen, Perry.“

Perry Rhodans Mundwinkel zuckten, seine Miene verdüsterte sich wieder. „Wo ist Michael jetzt?“

Reginald Bull erkannte augenblicklich, daß er zu dick aufgetragen hatte, trotzdem behielt er die eingeschlagene Linie bei.

„Zum Beweis, daß es ihm gutgeht, schickt er diese Nachricht“, sagte er und hielt die Folie so, daß sie auf dem Bildschirm der CREST deutlich zu lesen sein mußte. „Das soll Mike geschrieben haben?“ fragte Rhodan.

„Natürlich, es ist seine Handschrift“, erklärte Bull. „Nur der Text wurde ihm diktiert.“

„Wo ist Michael jetzt?“

„Drüben auf Ternate - das ist eine kleine Insel, auf der es überhaupt keine



Kommunikationsgeräte gibt“, log Bull, „deshalb die schriftliche Nachricht...”

„Hm“, machte Perry Rhodan, es war ihm anzumerken, daß er Reginald Bull nicht ganz glaubte. „Wir sind nur noch viertausend Lichtjahre von Sol entfernt, wir werden diese Distanz mit einem einzigen Linearmanöver überbrücken. Werde ich dann Mike gesund wiedersehen?“ „Selbstverständlich...”

Bull war froh, daß er bald darauf die Verbindung unterbrechen mußte, weil sich Leutnant Barret übers Bildsprechgerät meldete.

„Hier Leutnant Barret, Sir“, sagte der USO-Offizier. „Gemäß Ihrem Befehl haben wir weitere Erkundigungen über den Mann eingezogen, der durch seine philosophischen Gespräche Aufmerksamkeit erregte...”

„Schießen Sie schon los, Mann“, unterbrach ihn Bull. Er war es von seinen Explorerleuten her nicht gewohnt, langatmige Meldungen zu einem unpassenden Zeitpunkt zu empfangen.

„Jawohl, Sir, ich komme zur Sache“, versprach Leutnant Barret. „Durch eingehende Befragung der Leute, zu denen der Unbekannte Kontakt suchte, stellte sich heraus, daß er jene Badehose trug, die später an dem ermordeten Jungen gefunden wurde.“

„War sie grellgelb?“ fragte Bull, der sich noch gut an die auffallende Badehose des verhinderten Philosophen erinnern konnte.

„Jawohl, Sir“, bestätigte Leutnant Barret. „Und es handelt sich um ein Modell, von dem wir auf der ganzen Insel kein zweites auffinden konnten.“

Bull bedankte sich und schaltete ab.

Diese neue Tatsache stellte ein Problem in Aussicht, das die anderen an Wichtigkeit womöglich übertraf. Selbst die Suche nach Michael Rhodan. Natürlich mußten noch eingehende Untersuchungen vorgenommen werden. Aber hatte Doc Kassel nicht gesagt, daß an dem vermeintlichen Leichnam Michaels verschiedene unbekannte *nichtmenschliche* - Organe festgestellt worden waren? Das wies bereits darauf hin, daß man es mit einem Fremdwesen zu tun hatte, das noch dazu die Fähigkeit der Zellmodulation besitzen mußte, denn es war in Michael Rhodans Gestalt und in der Gestalt des „Pferdegesichts“ aufgetreten. Wenn es mehrere solcher Wesen auf Terra gab, konnten sie zu einer ernststen Gefahr für das Solare Imperium werden...

Es war inzwischen fast 24 Uhr geworden - in sechs Stunden würde die Ex-EZI I starten.

Allan D. Mercant meldete von Halmahera, daß sie das Nest der *Koppensnellers* ausgeräuchert hätten.

„Und dort haben wir auch das Mädchen gefunden“, berichtete der Chef der Solaren Abwehr.

„Welches Mädchen?“ wollte Bull wissen - aber noch bevor ihm Mercant die Antwort gab, hatte er schon begriffen.

„Djilolo-Myhra!“

Das also hatte Ceram-Ed gemeint, als er sagte, daß das Mädchen *bereits versorgt* wäre. Sie hatten Djilolo-Myhra gekidnappt, der Androide war an ihre Stelle getreten.

... *Myhra ist bei mir, und ihr geht es ebenfalls gut*, hatte Michael geschrieben. Er wähnte sich geborgen, mit Myhra als Freund an seiner Seite - dabei handelte es sich um einen Mord-Androiden, der nur auf eine passende Gelegenheit wartete, um...

\*

„... und das Ezialistenschiff erhebt sich. Trotz der frühen Stunde hat sich eine unübersehbare Menge Schaulustiger hier, am Rande des Victoria-Naturschutzparkes, eingefunden...”

Die sich vor scheinbarer Erregung überschlagende Stimme des Fernsehreporters war in den Raum gedrungen, als sich die Tür öffnete. Die Tür schloß sich wieder. Die Stimme verstummte. Reginald Bull kam langsam in den Raum, in dem nur die kleine Leselampe brannte. Kitai Ishibashi erhob sich aus dem Pneumo-Sessel und deutete auf das Bett, in dem Buru-Slim lag.

„Er schläft“, sagte er leise. „Er war total erschöpft. Wir haben ihm zu viel abverlangt.“

„Wir haben vergessen, daß er nur ein Junge ist“, sagte Bull, er setzte sich in den anderen Sessel.

„Buru-Slim hat uns sehr geholfen.“

„Wie kommen Sie mit ihm zurecht, Kitai?“

„Sehr gut. Ich glaube, er spürt jetzt, daß *er in* uns Freunde hat. Aber trotzdem fürchtet er sich vor irgend etwas. Ich bin noch nicht dahintergekommen, was es ist.“

„Vielleicht weiß er, wo sich Michael aufhält“, vermutete Bull. Er fluchte verhalten.

„Verdammt, Morotai ist doch nicht so groß, und es gibt kein Versteck, das wir nicht schon abgesucht hätten.“

„Ich nehme an, die Möglichkeit, daß Michael die Insel verlassen hat, haben Sie in Betracht gezogen.“

Bull nickte. „Ein alter Hut. Die USO-Spezialisten kämten die gesamte nähere Inselwelt ab. Es ist fast unmöglich, daß Michael in einem Boot oder in einem Kopter Reißaus genommen hat.“

„Und was ist mit den Materietransmittern?“ fragte Ishibashi.

„Diese Möglichkeit wurde zuallererst überprüft“, antwortete Bull. „Selbst wenn er den Transmitter noch erreichen konnte, bevor wir ihn sperrten, so wäre seine Abstrahlung registriert worden. Sie kennen den Vorgang ja selbst. Michaels ID-Karte wurde nicht gebucht, und auch sein Strukturmuster wurde nicht registriert.“

„Das hat nicht unbedingt etwas zu sagen“, warf Ishibashi ein.

„Haben Sie eine bestimmte Vermutung?“ erkundigte Bull sich hoffnungsvoll.

„Schon“, gab der Suggestor zu, „aber sie wird zu nichts führen. Denn wenn Sie selbst die Buchungen der Transmitterstation durchgesehen haben, wäre es Ihnen aufgefallen.“

„Was wäre mir aufgefallen?“

„Die Nachricht, die Michael überbringen ließ, weist doch darauf hin, daß er mit dem Mädchen bei einer dritten Person Unterschlupf gefunden hat.“

„Und?“ Bull beugte sich gespannt nach vorne.

„Er könnte von diesem Jemand die ID-Karte geliehen haben, um uns in die Irre zu führen.“

Maßlose Enttäuschung zeichnete sich auf Bulls Gesicht ab. Die Hoffnung, die er in Ishibashis Vorschlag gesetzt hatte, zerrann augenblicklich. Müde meinte er: „Ich sagte Ihnen schon, daß wir auch die Strukturmuster überprüft haben. Keines ähnelt auch nur im entferntesten dem Michaels.“

„Das hat noch nichts zu bedeuten“, erwiderte der Suggestor. „Soviel ich weiß, werden beim Transport von Gruppen die Strukturmuster oftmals nicht voneinander getrennt registriert. Es kann also auch in diesem Falle ganz leicht sein, daß die Muster von Michael und dem Mädchen zusammengeworfen wurden, so daß ein irreführendes Bild entstanden ist.“

Bull sprang vom Sessel. „Sie könnten recht haben. Natürlich, so könnte es gewesen sein! Es ist zwar nur ein Strohalm, aber wir müssen diese Möglichkeit überprüfen.“

Bull rannte hinaus, er ließ sich augenblicklich die Aufzeichnungen der Transmitterstation in sein Büro bringen. Diesmal sah er sie persönlich durch. Er brauchte nicht lange zu suchen, bis er auf eine interessante Tatsache stieß. Dr. Wilma Sarlayas ID-Karte war zweimal benützt worden! Einmal knapp bevor die Transmitterstation gesperrt wurde, das zweitemal ungefähr neunzehn Stunden später - aber beide Male wurde nur der Sendertransmitter benützt! Eine Rückfrage ergab, daß Dr. Wilma Sarlaya ihre Kreditkarte in der Transmitterstation deponiert hatte. Michael brauchte also nur die Kennnummer zu wissen und konnte den Transport zu Wilma Sarlayas Lasten buchen lassen. Wahrscheinlich wußte sie selbst nicht einmal etwas davon.

Plötzlich wurden Bull sämtliche Zusammenhänge klar. Daß er nicht früher dahintergekommen war! Schon bevor es zu diesen Zwischenfällen gekommen war, hatte Wilma Sarlaya Michael und ihm zugeredet, mit der Ex-EZI 1 mitzufliiegen. Michael mußte

schon damals seinen Entschluß gefaßt haben, egal wie er, Bull, sich dazu stellen würde. Natürlich, Michael befand sich auf dem Ezialistenschiff, und Myhra begleitete ihn. Er wollte ihr ja den Weltraum zeigen. Nur daß es sich nicht um Myhra handelte, sondern um deren Doppelgänger, der Michael nach dem Leben trachtete.

Bull stürmte in die Funkzentrale.

„... Die Ezialisten scheinen total übergeschnappt zu sein“, empfing die erregte Stimme des Fernsehreporters Bull; diesmal klang die Erregung echter. „Sie kreuzen eben erst die Umlaufbahn des Mars und beschleunigen bereits mit allem, was ihre Maschinen hergeben. Wenn die Ex-EZI I diese Beschleunigung beibehält, kann sie hinter dem Asteroidengürtel in den Linearraum überwechseln...“

„Mann, haben Sie aber Glück, daß ich Ihnen kein Disziplinarverfahren anhänge“, sagte Bull zu dem Funker, der seelenruhig vor einem Bildschirm saß und sich die Übertragung des Ezialistenfluges ansah. Bei Reginald Bulls Anblick stammelte er einige unverständliche Worte und wollte abschalten.

„Lassen Sie das Gerät laufen!“ brüllte Bull ihn an.

Der Mann zuckte zusammen.

„Was ist denn eigentlich los?“ erkundigte sich Bull, während der Fernsehreporter vom Bildschirm über diese „unerhörten Zustände“ wettete.

„Die... die Ezialisten drehen durch“, stotterte der Funker. „Sie haben einen Vertrag mit Television und Presse, wonach sie ein Begleitschiff bis an die Grenze des Solsystems bringen sollte. Aber statt sich daran zu halten, beschleunigen sie plötzlich, als wollten sie bereits hinter dem Asteroidengürtel in den Linearraum überwechseln.“

„Kennt man den Grund dafür?“ erkundigte sich Bull.

Der Funker schüttelte den Kopf und beleckte sich die Lippen. Er konnte sich nicht vorstellen, warum der Chef der Explorerflotte sich so brennend für die Ezialisten interessierte, wo er doch genug wichtigere Probleme zu verdauen hatte.

Reginald Bull ließ den Funkoffizier holen und befahl ihm, einen Spruch an sämtliche Patrouillenschiffe abzugeben, die sich in der Nähe der Flugbahn des Ezialistenschiffes befanden.

„Die Ex-EZI I muß unbedingt gestoppt werden“, schloß er scharf.

Der Funkoffizier machte sich daran, dem Befehl Folge zu leisten, als der Hyperkom anschlug.

„Es ist die CRESTIV. Sie ist eben am Rand des Sonnensystems aus dem Linearraum getaucht.“

„Perry Rhodan kommt an, und sein Sohn wird eben entführt“, sagte Bull und schob den Funker am Hyperkom zur Seite.

Perry Rhodans Bild erschien auf dem Schirm. Er mußte Bulls letzte Worte gehört haben, denn er fragte: „Was sagst du da?“

„Deine Freunde, die Ezialisten, entführen Mike!“ antwortete Bull. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. „Du mußt sofort die Ex-EZI I ansteuern. Und aktiviere den Transmitter der CREST, ich komme sofort an Bord.“

Der Funkoffizier rief, noch bevor ihm Bull den Befehl dazu erteilt hatte, die Transmitterstation der Pfahlbautenstadt an und ließ den Sendertransmitter besetzen. „Danke“, sagte Bull und rannte hinaus. Auf dem Korridor stieß er beinahe mit Buru-Slim zusammen, der ihm, nur mit dem Schlafanzug bekleidet, entgegenkam. Kitai Ishibashi folgte ihm.

Buru-Slims Augen richteten sich bittend auf Bull.

„O. K. Komm mit.“

Auf dem Dach des Verwaltungsgebäudes wartete bereits ein wendiger Kopter mit kreisenden Rotoren. Er brachte Bull, Ishibashi und Buru-Slim zur Transmitterstation. Wenige Minuten später materialisierten alle drei an Bord der CREST IV. Rhodan erwartete sie bereits mit seinen Männern. Seine Frau Mory und Michaels Zwillingsschwester Suzan waren nicht anwesend. Bull war froh darüber.

„Was hat das alles zu bedeuten?“ erkundigte sich Rhodan sorgenvoll. „Wir haben Verbindung mit der Ex-EZI 1 aufgenommen. Die Ezialisten behaupten, daß sie ihr Schiff nicht mehr in ihrer Gewalt hätten.“

„Dann müßt ihr eben Traktorstrahlen einsetzen, um es zu stoppen“, sagte Bull.

„Schon befohlen“, erwiderte Rhodan. „Wir müssen nur noch näher heran. Aber ich weiß nicht, ob wir es noch schaffen, denn nach unseren Berechnungen hat die Ex-EZI 1 in wenigen Minuten die Geschwindigkeit erreicht, die für das Linearmanöver erforderlich ist.“

„Nimmst du an, daß die Ezialisten ein Linearmanöver vorhaben?“ erkundigte sich Bull.

„Sie sagten, daß sie ihr Schiff nicht mehr in der Hand hätten“, erwiderte Rhodan. „Ich sprach mit Kommandant Mandell - und ich glaube ihm. Es sieht so aus, als ob eine unsichtbare Macht das Ezialistenschiff lenkt.“

„Michael ist an Bord“, sagte Bull. Stimmen wurden überall laut. Bull ließ seinen Blick über die bekannten Gesichter gleiten, ohne daß er auch nur eines davon bewußt wahrnahm. Er dachte unwillkürlich an das Fremdwesen, das sie tot gefunden hatten. Bestand ein Zusammenhang mit diesem Ereignis?

„Wir könnten versuchen, wenigstens einige Leute an Bord des Ezialistenschiffes zu bringen“, sagte jemand. Es kam von dort, wo die Männer des Mutantenkorps standen. Der Sprecher trat zwei schnelle Schritte vor. Es war ein dunkelhäutiger Afroterraner - Ras Tschubai, der Teleporter.

Reginald Bull kam ihm entgegen. „O. K. , Ras“, sagte er, „bringen Sie mich schnell hinüber.“ Er deutete auf Buru-Slim. „Ihn nehmen wir mit, er ist ein guter Freund Michaels.“

Ras Tschubai stellte den nötigen körperlichen Kontakt her, der für die Teleportation nötig war - in der Linken spürte er Reginald Bulls festen Händedruck, in seiner Rechten lag die zitternde Hand des Alfurenjungen.

Perry Rhodan kam hinzu und wollte etwas sagen, aber Reginald Bull kam ihm zuvor. „Keinen Einwand, bitte“, sagte er schnell. „Ich bin mit dieser Angelegenheit besser vertraut als irgend jemand sonst, deshalb wird es dir einleuchten, daß Ras *mich* auf das Ezialistenschiff bringt. Wenn die Zeit reicht, kann er ja zurückteleportieren und dich ebenfalls holen. Aber jetzt müssen wir handeln!“

„Springen Sie, Ras“, sagte Rhodan und fügte hinzu: „Viel Glück!“

Ras Tschubai entmaterialisierte mit Reginald Bull und Buru-Slim und tauchte eine Minute später wieder in der Transmitterhalle der CREST auf.

„Soll ich Sie jetzt hinüberbringen, Sir?“ fragte er den Großadministrator.

Aber nicht Perry Rhodan gab ihm die Antwort, sondern die Bordsprechanlage. Die Ortungszentrale meldete: „Die Ex-EZI 1 ist verschwunden, doch konnten wir keine Strukturvibrationen feststellen, wie sie beim Antritt des Linearfluges eintreten. Es ist, als hätte sich das Raumschiff einfach aufgelöst.“

Danach wurde es totenstill in der Transmitterhalle der CREST IV.

\*

An Bord der Ex-EZI 1 wurden diese Ereignisse mit den unterschiedlichsten Reaktionen aufgenommen. Die Mannschaft setzte sich hauptsächlich aus Besatzungsmitgliedern zusammen, die hier schon Dienst versehen hatten, als das Raumschiff noch zur Explorerflotte gehörte. Sie gerieten nicht in Panik, sondern versuchten bis zur letzten Sekunde, das Schiff wieder in ihre Gewalt zurückzubekommen.

Nur Wilma Sarlaya war kopflos geworden; es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte die Männer in der Hauptzentrale mit ihrer Hysterie angesteckt. Aber sie fürchtete nicht für sich selbst, sondern bangte um Michael Rhodan.

George Mandell, der das Kommando über das Schiff von Chester Wyland übernommen hatte, kämpfte vergeblich gegen die unbekannte Kraft an. Seine gebrüllten Befehle verhallten

nutzlos.

In der Ezialistischen Abteilung versuchte Chester Wyland mit seinem robotischen Symbionten, die Ursache des Phänomens zu ergründen. Aber selbst Psycho-Boys positronisches Gehirn versagte.

Michael Rhodan, den es nicht erschütterte, daß sich die Ex-EZI 1 in fremder Gewalt befand, sagte triumphierend zu Myhra: „Habe ich dir nicht gleich gesagt, daß eine Weltraumreise nicht zu übertreffen ist?“

Myhra, der Androide, sah seine Pläne durch diesen Zwischenfall gestört. Es galt für ihn, jetzt schnell zu handeln, bevor weitere unerwartete Ereignisse ihm dies unmöglich machten. Unter einem Vorwand lockte er Michael von Chester Wyland fort, in einen schmalen Gang zwischen hochaufragenden Geräteansammlungen. Als ihm Michael den Rücken zukehrte, ließ der Androide ein scharfes Messer aus der Handfläche herausschnellen. Er holte aus, so wie er es von Ceram-Ed gelernt hatte. Das Messer durchschnitt ohne Widerstand die Luft.

Das Schiff verschwand...

Der Androide war allein...

Michael war allein...

Chester Wyland war mit seinem robotischen Partner allein...

Dr. Wilma Sarlaya war allein...

Buru-Slim war allein...

Reginald Bull war allein...

... im Nichts.

## 8.

Michael zitterte. In der Finsternis schien das Grauen auf ihn zu lauern. Er versuchte sich dadurch abzulenken, indem er sich die letzte Szene vor dem Einbruch der Schwärze vergegenwärtigte. Djilolo-Myhra hatte irgend etwas von ihm gewollt... Aber das schien bereits so lange zurückzuliegen, daß er sich nicht mehr genau daran erinnern konnte.

Plötzlich vergaß er alles - die Kälte, die Finsternis, seine geheimen Ängste, die er nicht einmal vor sich selbst hatte zugeben wollen. Er spürte beinahe körperlich, daß jemand in seiner Nähe war.

„Myhra?“ fragte er zögernd.

„Nein“, sagte eine leidenschaftslose Stimme. „Ich bin Palmer. Palmer 3457. Wovor fürchtest du dich mehr - vor der Dunkelheit oder vor einem Ungeheuer?“

Ein Ungeheuer, das Palmer hieß, würde schon nicht übermäßig furchterregend sein, dachte sich Michael.

„Ich fürchte mich überhaupt nicht“, sagte er. „Aber ein Ungeheuer ist mir lieber als das Dunkel.“

Es wurde hell. Michael, der aus Erfahrung wußte, daß der plötzliche Wechsel von Dunkelheit ins Helle den Augen schmerzte, richtete sich automatisch darauf ein. Er kniff die Augen zusammen, aber überraschenderweise bereitete ihm das Licht überhaupt kein Unbehagen.

Vor ihm stand ein schlaksiger Mann mit einem Pferdegesicht, der in einen herkömmlichen Straßenanzug gekleidet war. Der Anblick gab ihm seine Sicherheit zurück.

„Sie wollen ein Ungeheuer sein?“ fragte er herausfordernd.

Humorlos sagte der Mann: „Ich bediene mich nur einer Maske. Aber das sollte dir nur recht sein.“

Michael zuckte die Schultern. Er betrachtete die Umgebung.

Er stand in einer langen, hohen Halle, die ihn an ein Kloster und an ein Gefängnis erinnerte. Ihm fiel auch gleich ein, warum dieser große, düstere Raum so viel gemeinsam mit diesen

gegensätzlichen Orten hatte. In fünf Etagen verliefen Stege über die Wände, die durch Treppen miteinander verbunden waren, und in jedem der fünf Stockwerke reihte sich eine Zelle an die andere - wie in einem Gefängnis. Aber die Zellen waren weder durch Energievorhänge noch durch Gitter versperrt, und es herrschte eine fast ehrfürchtige Stille - wie in einem Kloster.

„Was ist das hier?“ fragte Michael. „Warum befinde ich mich nicht mehr auf der Ex-EZI I?“

„Wir brauchen deine Hilfe“, sagte Palmer 3457.

Michael kamen plötzlich Bedenken. „Aber... Chester Wyland und Dr. Sarlaya werden sich sorgen, wenn sie entdecken, daß ich entführt wurde. Und Myhra!“

„Sie sind bereits unterrichtet“, antwortete Palmer. „Sie befinden sich ebenfalls hier.“

„Wo?“ Spontan blickte sich Michael suchend um.

„Verzeihung“, sagte Palmer. „Wenn ich ‚hier‘ sage, dann meine ich nicht nur den... Kindergarten, sondern die gesamte Anlage, Chester Wyland, Dr. Sarlaya und Myhra befinden sich in anderen Räumen.“

„Das ist fein“, sagte Michael. Stirnrunzelnd fuhr er fort: „Dieser Ort ähnelt so wenig einem Kindergarten, wie Sie einem Ungeheuer.“

Palmer schien zu überlegen, dabei regte sich kein Muskel in seinem ausdruckslosen Gesicht. Er strahlte auch dann eine fast berufsmäßige Melancholie aus, als er endlich sagte: „Ich bin kein Mensch, Michael. Ich habe diese Gestalt nur angenommen, weil sie dir vertraut ist. Es fällt mir leicht, mein Aussehen beliebig zu verändern. Es war auch nicht schwer, die Umgebung an menschliche Vorstellung anzupassen - aber mein Denken und Fühlen kann ich nicht ändern. Ich lebe in einer vollkommen andersgearteten Zivilisation als du. Mein Volk hat für dich fremde Lebensgewohnheiten, deshalb werden die Kinder auch ganz anders erzogen. Das hier soll ein Gegenstück zu dem sein, was du unter einem Kindergarten verstehst.“

Michael hatte aufpassen müssen, um diesem Palmer folgen zu können. „Ich weiß schon, was Sie meinen“, sagte er dann. „Ja, ich weiß schon. Die Kinder werden in diese Zellen gesperrt?“

„Das geschieht nur, um sie voneinander zu trennen“, erklärte Palmer. „Jedes Kind hat schädliche Anlagen in sich. Und diese Erbanlagen werden durch die Erziehung abgetötet.“

Michael lächelte verständnisvoll. „Klar“, sagte er dann. „Wenn Daddy und Mammy meine schädlichen Erbanlagen nicht hie und da handfest abgetötet hätten, dann wäre ich schon längst Weltraumpirat.“

Er betrachtete Palmer, um zu sehen, wie seine scherzhafte Darlegung angekommen sei. Aber in dem Pferdegesicht verzog sich keine Falte. Palmer sagte ernst: „Ich sehe, du hast mich verstanden. Die natürlichen Triebe des Individuums müssen schon in frühester Kindheit der Gesellschaftsordnung angepaßt werden.“

„Sie können auch ruhig in diesem fachmännischen Jargon mit mir reden“, sagte Michael großspurig. „Onkel Bully meinte schon immer, daß ich altklug bin. Ich kann Ihnen schon folgen. Aber mir wird bestimmt bald langweilig, wenn Sie andauernd nur ernsthaft sein wollen.“ „Mein Anliegen ist sehr ernst zu nehmen.“ Michael seufzte. Da stolperte er in das größte Abenteuer seines Lebens - eine unbekannte Fremdrasse entführte ihn -, aber es stellte sich schon in den ersten Minuten heraus, daß es sich um gesprächige und freundliche Wesen handelte.

Pah. Ungeheuer! Das war zum Totlachen. „Ich werde dir jetzt einen Überblick über das Erziehungsprogramm unseres Volkes vermitteln“, sagte Palmer.

„Warum tun Sie das überhaupt?“ erkundigte sich Michael mißmutig.

„Mein Volk braucht Hilfe. Vielleicht kannst du sie leisten.“

Michael fühlte sich geschmeichelt, ja, er war geradezu überwältigt davon, daß ihn eine Fremdrasse um seine Hilfe bat.

„Ich...“, stammelte Michael Rhodan, „ich werde mich bemühen.“

Er wurde unwillkürlich rot, weil er sofort erkannte, wie albern seine Worte klangen. Er hätte zu gerne gewußt, was sein Vater in solchen Augenblicken immer sagte.

\*

Michael warf einen Blick in die düstere Zelle, in der ein Zweijähriger auf dem Boden saß. Aber er konnte nicht erkennen, ob es ein Mädchen oder ein Junge war, denn das Kleinkind trug ein bis zum Boden reichendes Hemd. Deshalb erkundigte er sich nach dem Geschlecht.

„Für dich gilt er als Junge“, antwortete Palmer.

„Er sieht Ihnen ähnlich“, stellte Michael fest. „Sind Sie sein Vater?“

Für einen Augenblick schien es, als sei Palmer tatsächlich verlegen, denn es dauerte eine Weile, bis er eine Antwort gab. Er sagte: „Ich bin nicht sein Vater.“

Michael wollte ihm glauben. Denn nachdem sie an fünfundzwanzig Zellen vorbeigekommen waren, hatte er bei allen fünfundzwanzig Kindern eine Ähnlichkeit zu Palmer festgestellt. Als Michael darauf hinwies, sagte Palmer: „Auf ihren Gesichtern spiegelt sich bereits jetzt die Leere des Daseins.“

„Sie sollten sie nicht voneinander trennen“, rief Michael. Er wußte es von sich selbst, daß Einsamkeit für Kinder am schlimmsten war. Hatte er hier die Lösung für die Probleme dieser Fremdrasse gefunden? Aber so einfach konnte es gar nicht sein! Palmers Antwort zeigte ihm, daß die Angelegenheit tatsächlich viel verzwickter war.

„Wir legen den größten Wert darauf, daß jedes Kind allein in einer Zelle ist.“

„Lassen Sie sie einmal miteinander spielen“, beharrte Michael. „Sie sollten dann sehen, wie vergnügt sie wären.“

„Das hieße“, meinte Palmer leidenschaftslos, „den verhängnisvollen Trieben freien Lauf zu lassen.“

Michael fröstelte. Er stellte sich vor, daß er selbst in so einer Zelle eingesperrt wäre. Wieder fröstelte ihn.

Palmer bemerkte es. „Du mußt sehr vorsichtig sein, wenn du Vergleiche ziehst. Ich habe dir gesagt, daß unsere Zivilisation auf ganz anderen Fundamenten ruht. Uns befremdet es umgekehrt auch, daß die Menschen ihren Emotionen freien Lauf lassen. Uns erscheint es sinnlos, daß man sich den Versuchungen des Lebens hemmungslos hingibt, nur weil man versucht, die Leere des Daseins auszufüllen. Aber wir bemühen uns zu verstehen. Das ist wichtig, Michael.“

„Ich bemühe mich auch“, antwortete Michael.

„Dafür sind wir dir sehr dankbar.“

Sie waren inzwischen an der letzten Zelle des „Kindergartens“ angelangt. Michael wollte daran vorbeigehen, aber als er einen flüchtigen Blick hineinwarf, blieb er stehen. Auch hier saß ein Kleinkind auf dem Boden, es ähnelte den anderen in allen Details. Es gab nur einen Unterschied, und der hatte Michael aufmerken lassen: Das Kind spielte mit Bausteinen!

Lächelnd wandte sich Michael an Palmer.

„Dieses Bild gefällt mir viel besser. Ihnen nicht auch?“

„Mich schmerzt es zutiefst.“

„Sie könnten ihm die Bausteine wegnehmen“, sagte Michael.

Palmer entgegnete: „Ich weiß, ein menschliches Sprichwort sagt: ‚Gelegenheit macht Diebe.‘ Bei uns darf aber selbst eine gebotene Gelegenheit nicht vom rechten Weg abbringen. Wir überlassen dem Kind die Bausteine - wir nehmen sie ihm nicht weg -, aber wir zeigen ihm, wie nutzlos das Spiel ist, und es wird sie selbst von sich stoßen.“

Michael versuchte ehrlich, das zu verstehen. Aber er konnte es nicht, ihm schwirrte nur der Kopf. Und ihm war kalt.

„Dürfen die Kinder nicht aus ihren Zellen?“ fragte er. „Müssen sie ihr Leben lang darin bleiben?“

„Nein“, antwortete Palmer. „Wenn die Erziehung abgeschlossen ist, besteht keine Notwendigkeit mehr dazu.“

Für ganz kurze Zeit wurde Michael abgelenkt. Palmer verließ mit ihm die Halle. Ein breites, schmuckloses Tor öffnete sich vor ihnen automatisch, und sie traten ins Freie. Eine trostlose Ebene breitete sich vor ihnen aus, bis zum weit entfernten Horizont. Der Boden bestand aus unfruchtbarer Erde, in der kein Baum, kein Strauch und kein Gras wuchs. Michael fand, daß kein Traum so eintönig sein konnte wie diese Ebene; und in Träumen war bekanntlich alles möglich.

„Das ist keine reale Landschaft“, erklärte Palmer. „Wir mußten sie künstlich erschaffen. Denn im ganzen Universum findet sich kein Ort, der die tatsächliche Leere des Daseins widerspiegeln könnte.“

„Kein Boden, keine Luft könnte so tot sein“, flüsterte Michael.

„Hier findet die zweite Stufe der Erziehung statt“, sagte Palmer. „Die Kinder erhalten hier die Freiheit - haben zueinander aber noch keinen Kontakt. Ist dieser Platz nicht geeignet, die Trostlosigkeit der uneingeschränkten Freiheit aufzuzeigen?“

„Ja“, sagte Michael, obwohl er nicht ganz verstand. „Bitte - bringen Sie mich fort.“

Die Landschaft wechselte augenblicklich. Es war wie bei einem Materietransmitter, fand Michael, nur daß er sich überhaupt nicht vom Fleck zu rühren brauchte.

Er stand in einem blühenden Garten. Das üppige Grün tat seinen Augen gut. Er war vollkommen überrascht und wollte seiner Verwunderung darüber, hier einen wunderschönen Park vorzufinden, Ausdruck geben, als es ihm vollkommen die Sprache verschlug.

Hinter einem blühenden Strauch kamen zwei Mädchen hervorgerannt, die eine Blumengirlande hoch über ihre Köpfe hielten. Sie jauchzten und lachten und sangen dazwischen: „Frühling ist's... Frühling ist's...“

Sie tänzelten an einigen stumm dastehenden Jungen und Mädchen vorbei, die ihnen nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten.

„Sind das Spielverderber“, meinte das eine der beiden Mädchen.

„Ach, laß sie doch“, sagte das andere schnippisch und kitzelte einen Jungen mit einer Blume an der Nase. Er wandte sich wortlos ab und ging davon.

„Das Leben ist schön, so schön, so schön...“, sangen die Mädchen und verschwanden hinter einem Hügel.

Michael fand seine Sprache wieder.

„Ich bin so froh...“, begann er, entdeckte dann aber, daß Palmer nicht mehr bei ihm war. Michael drehte sich um seine eigene Achse, konnte Palmer aber nirgends entdecken. Einen Augenblick lang war er bestürzt, beruhigte sich aber gleich wieder. Er wußte nicht, warum ihn Palmer allein gelassen hatte, jedoch war er überzeugt, daß er nicht lange wegbleiben würde.

Michael war müde vom Stehen, deshalb schlenderte er einen gewundenen Weg entlang, der zu einem kleinen Wäldchen führte. Er war überzeugt, daß er sich nicht verirren konnte. Außerdem würde ihn Palmer schon wiederfinden.

Er erreichte den Wald schneller, als er vermutet hatte. Dankbar atmete er die würzige Luft und dachte mit Schaudern an die tote Atmosphäre, die er noch vor kurzem geatmet hatte.

Plötzlich knackte ein Zweig im Unterholz, und ein Junge erschien. Michael blieb stehen. Der Unterschied fiel ihm augenblicklich auf. Der Junge hatte weder das ausdruckslose Pferdegesicht, wie es Michael an allen anderen gesehen hatte, an denen er vorbeigekommen war, noch besaß er die aufreizende und unnatürliche Fröhlichkeit der beiden blumengeschmückten Mädchen.

„Hallo“, sagte Michael. „Ich heiße Michael Rhodan.“

Um die Mundwinkel seines Gegenübers zuckte es leicht, seine Augen blickten freundlich und neugierig zugleich.

Michael beschloß, das Eis von sich aus zu brechen.

„Und wie heißt du?“

Der Junge zuckte die Schultern.

„Ich habe keinen Namen“, sagte er.



„Würde dir Andy gefallen?“ fragte Michael.

„Ja... Andy.“

„Du bist anders als die anderen, Andy“, sagte Michael.

Andy zuckte zusammen und schüttelte verneinend den Kopf.

„Keine Bange“, beruhigte ihn Michael, „ich verpetze dich schon nicht. Ich bin ja selbst so froh, daß es hier jemand wie dich gibt. Aber warum spielst du dann nicht mit den Mädchen?“

Andy schluckte, dann sagte er mit dünner Stimme: „Das sind... nur Maschinen.“

„Ah“, machte Michael verstehend. „Die sollten dich reizen, damit du in die Falle gehst.“

Andy verstand nicht augenblicklich, aber dann nickte er.

„Ich bin so unglücklich“, sagte er.

Michael konnte ihn verstehen, am liebsten hätte er Andy mit sich genommen. Er sprach sogar Interkosmo und würde sich auf Terra schon zurechtfinden. Er wäre ein prima Freund.

Michaels Hoffnung sank jäh, als ihm die Wirklichkeit wieder bewußt wurde. Andy war ja gar kein Menschenkind! Wie alle anderen war er ein Fremdwesen, das nur Michaels wegen menschliche Gestalt angenommen hatte. Bestimmt sprach er auch kein Interkosmo, das wurde durch irgendeinen Effekt nur vorgetäuscht.

Andy mußte die Gefühle in Michaels Augen gelesen haben, denn er schritt langsam rückwärts, während sein Gesichtsausdruck zu einem Spiegel grenzenloser Enttäuschung wurde.

Michael folgte ihm. „Vielleicht kann ich dir trotzdem helfen, Andy“, sagte er schnell. „Lauf nicht weg!“

Andy lief nicht davon. Wie zu Stein erstarrt blieb er auf einem Fleck stehen und ließ die beiden Pf erdegesichtigen an sich herankommen, die hinter Michael hervorgetreten waren. Sie nahmen ihn schweigend in die Mitte und gingen mit ihm davon. Er wandte noch einmal den Kopf und warf Michael einen verzweifelten Blick zu, dann verschwand er zwischen den Bäumen.

Palmer erschien.

„Das... das haben Sie mit Absicht getan“, stammelte Michael. Seine Kehle war wie ausgedörrt, aber plötzlich brach es aus ihm hervor. „Sie haben mich mißbraucht“, schrie er. „Auf Ihre Androiden-Mädchen fällt ja niemand mehr herein, auf diese aufdringlichen, hysterischen Gören...“

Die Tränen rannen heiß.

„Es tut mir leid“, sagte Palmer automatisch, seiner Stimme fehlte jegliche Betonung. „Wir wollten dir keinen Schmerz zufügen.“

In ohnmächtigem Zorn ballte Michael die Fäuste. Die Stimme versagte ihm, er machte kehrt und rannte davon.

Warum nur hat Palmer das getan? hämmerte es in seinem Kopf.

„Wir dürfen Außenseiter nicht dulden“, rief ihm Palmer nach.

Michael lief durch den Wald, vorbei an pferdegesichtigen Jungen und Mädchen, die wie Mumien herumstanden, über eine Wiese, einen Hang hinunter... Die Androiden-Mädchen kreuzten seinen Weg.

„Frühling ist's, Frühling ist's“, sangen sie.

Michael hatte Angst. Es war eine instinktive Angst vor der fremden, unergründlichen Gegenwart. Er weinte haltlos. Das verlogene Paradies verschwamm vor seinen Augen. Dann löste es sich ganz auf - Bäume und Sträucher, Brücke und Bach und Wasserfall verschwanden im Nichts.

„Das war nicht so gemeint, Michael“, drang Palmers monotone Stimme von irgendwo herüber. „Wir verstehen dich, verstehe du uns bitte auch. Vielleicht kannst du uns helfen.“

„Wie kann ich das?“ schrie Michael und schlug um sich. „Wie? Sie haben Andy verschleppt! Andy!“

Und er rannte und rannte und rannte... durch das nicht endenwollende Nichts...

Endlich bekam er die Augen auf.

Wilma Sarlaya drückte ihn zurück in das Kissen.

„Schon gut, Michael“, murmelte sie zärtlich. „Beruhige dich wieder. Es war nur ein Traum. Du hast schlecht geträumt.“

Er schluchzte trocken. Als er seine Arme ungestüm um ihren Hals schlang, preßte sie ihn fest an sich. So hielt sie ihn, bis er eingeschlafen war.

## 9.

Wilma Sarlaya wußte, daß Michael nicht geträumt hatte. Er war mit Bräuchen einer fremden Kultur in Berührung gekommen und hatte einen Schock erlitten. Armer Junge. Sie wischte ihm die heiße Stirn ab. Dann erhob sie sich und ging zu der einzigen Tür des kleinen, fensterlosen Raumes und öffnete sie. Bodenlose Schwärze schlug ihr entgegen.

Sie wußte, daß es sich nur um eine optische Täuschung handelte, denn als sie von Palmer 3457 in Michaels Zimmer geholt worden war, hatte sich ein Korridor hier befunden. Nichts, was ihre Augen wahrnahmen, war real, nicht das Bett, in dem Michael lag, nicht der Raum und auch nicht die Tür. Palmer 3457 war kein Mensch - er hatte es ihr selbst gesagt. Was bezweckten die Fremdwesen mit Michaels und ihrer Entführung?

Einen Augenblick lang war sie unentschlossen, was sie tun sollte, aber dann kehrte sie zurück in das Krankenzimmer. Michael schlief. Er hatte sich beruhigt, sein Atem ging leise und regelmäßig. Wilma setzte sich zu ihm aufs Bett. Sie würde hierbleiben, egal was um sie herum geschah. Michael brauchte ihre Hilfe.

Sie überlegte sich gerade, welche Psychotherapie sie gegen seinen Schock anwenden wollte - da öffnete sich die Tür fast lautlos, und Palmer trat herein.

Wilma sah ihm stumm entgegen.

Seine Augen waren traurig - wie immer -, und als er sprach, bewegten sich nur seine Lippen. Wie bei einem Androiden, dem man eine Persönlichkeit einzugeben vergessen hat, dachte Wilma.

„Wie geht es Ihnen, Madam?“ fragte er.

Die Frage nach ihrem Wohlbefinden überraschte sie derart, daß sie antwortete: „Danke, gut.“

„Das freut mich“, sagte Palmer. „Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten.“

„Hier?“

„Wo Sie es wünschen.“

„Dann möchte ich die Hauptzentrale der Ex-EZI I als Verhandlungsort vorschlagen.“

Palmers Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. „Das geht leider nicht“, sagte er. „Wir müssen innerhalb der Räumlichkeiten unseres Raumschiffes bleiben.“

Also befanden sie sich auf einem Raumschiff! Obwohl sie daran noch nicht gedacht hatte, war sie nicht verwundert.

„Wir sind also Ihre Gefangenen“, stellte Wilma fest.

„Sie nehmen gewissermaßen eine Sonderstellung ein. Wir brauchen Ihre Hilfe und möchten Sie bitten, so lange zu bleiben, bis Sie uns diese Hilfe gewährt oder es zumindest versucht haben. Ihnen soll weder ein körperliches noch ein geistiges Unbehagen daraus entstehen.“

Wilma deutete auf Michael. „Dem Jungen ist aber bereits Schaden zugefügt worden.“

„Das tut uns leid.“

„Ihre Stimme straft die Worte Lügen.“

„Sie sind doch Psychologe, Dr. Sarlaya“, entgegnete Palmer, „deshalb nehme ich an, daß Sie auch etwas von Völkerpsychologie verstehen. Wir haben zwar die menschliche Verhaltensweise studiert und zu verstehen versucht, aber unsere andersgeartete Kultur macht uns die Anpassung schwer. Wir bedauern zutiefst, daß uns dieses Mißgeschick mit dem

Jungen widerfahren ist.“

„Entschuldigen Sie“, sagte Wilma, „die Verbitterung hat mein Denken beeinflusst. Natürlich können Sie nicht aus Ihrem Kulturschema ausbrechen. Ich frage mich nur, warum Sie Michael entführt haben. Er ist doch noch ein Kind. Wie könnte er Ihnen helfen?“

„Als Einzelperson vermag er das auch nicht“, antwortete Palmer, „innerhalb einer Gruppe bildet er allerdings ein wichtiges Mitglied.“

„Dann befinden sich mehrere Personen auf Ihrem Raumschiff?“

„Ja.“ Palmer schien ihre nächste Frage zu ahnen, denn er fügte hinzu: „Im Augenblick ist die Identität der Personen für Sie aber nicht wichtig.“

„Und was wollen Sie von uns?“

„Ich werde es Ihnen erklären.“

„Vielleicht doch nicht hier“, warf Wilma ein. „Michael könnte aufwachen.“

Palmer versprach ihr, jemand werde auf Michael aufpassen und sie bei seinem Erwachen sofort verständigen. Als sie daraufhin das Krankenzimmer verließen, kamen sie wieder in einen Korridor hinaus.

„Ich vermute“, sagte Wilma, während sie den Korridor hinunterschritten, „daß Ihr Volk eine hochentwickelte Technik besitzt.“

„Im Vergleich zur Menschheit vielleicht schon“, entgegnete Palmer. „Aber wir haben Zivilisationen im weiten Universum kennengelernt, die der unseren diesbezüglich überlegen sind. Doch ist das für uns unmaßgeblich, wir legen andere Maßstäbe an. Wissenschaft und Technik sind für uns nur Überbleibsel aus unserer grauen Vergangenheit daran gemessen, stehen wir schon seit Jahrhunderttausenden auf derselben Stufe.“

„Ihre Rasse degeneriert?“ vermutete Wilma. „Brauchen Sie deshalb unsere Hilfe?“

Palmer verneinte. Er fuhr fort: „Wir befinden uns in keiner Emanation, noch degenerieren wir - obwohl uns beide Erscheinungen nicht erschüttern würden, denn wir haben uns den weltlichen Dingen abgewandt. Sehen Sie, Madam, wir haben die Leere des Daseins erkannt, die Sinnlosigkeit des Lebens; deshalb können wir behaupten, das Absolute erreicht zu haben.“

Wilma zog sich mit ihren Gedanken in sich zurück, während Palmer sie den schnurgeraden Korridor hinunterführte. Sie überdachte das Gehörte, und ihr Geist assoziierte es unwillkürlich mit der „Existenzphilosophie“. Aber sie mußte nach einigem Überlegen einsehen, daß Palmers Philosophie - und die Philosophie seines Volkes mit keiner Richtung der menschlichen Existenzphilosophie konform ging. Zu Kierkegaard, Jaspers und Marcel Parallelen ziehen zu wollen, hieße, ihr Wort mißzuverstehen. Aber selbst Jean Paul Sartre, der vom leeren Dasein spricht, meint damit nicht, daß das Leben sinnlos sei, denn: „Der Mensch ist das, was er macht.“ Er kann sein Leben also gleichwohl sinnvoll und sinnlos gestalten. Palmer dagegen meinte eine „Todesphilosophie“.

Sie kamen in einen blühenden Garten. Wilma erkannte schnell, daß er nicht der Freude und Erholung diene, sondern die Versuchung darstellte. Sie sah viele Kinder, aber keines von ihnen erlag dieser Versuchung. Ihr wurde kalt bei ihrem Anblick, es schien ihr, als seien es inhaltslose Wesen, Puppen - lebende Tote. Sie mußte sich gewaltsam von den Gefühlen trennen und zum logischen Denken zwingen. Es ist falsch, anzunehmen, daß alle Wesen sich an dem Anblick eines Paradieses erfreuen müßten.

„Und wo liegen Ihre Probleme?“ fragte Wilma. Ihr schien es, als sei seit einer Ewigkeit kein Wort mehr zwischen ihr und Palmer gefallen.

„Die Bevölkerungsexplosion“, antwortete Palmer.

Wilma war irritiert. „Das verstehe ich nicht“, sagte sie. „Ich dachte, es handle sich um Probleme philosophischer Natur.“

„Woran haben Sie gedacht?“

„Ich dachte, Sie befürchten Schwierigkeiten in der Verständigung unserer beiden Völker.“

„Nein. Wir haben nicht die Absicht, Verbindung mit der Menschheit aufzunehmen.“

„Aber Sie haben es bereits getan.“

„Zwangsläufig. Wir brauchen fremde Hilfe, und wir haben uns an die Menschen gewendet, weil ihre Mentalität uns als vielversprechend erschien. Wir haben in Bälde eine Überbevölkerung unseres Raumschiffes zu befürchten. Wir müssen dieses Problem lösen.“

„Sie verwirren mich immer mehr“, gestand Wilma. „Wenn Sie das Leben als sinnlos betrachten, dann verstehe ich nicht, daß Sie sich überhaupt mit Problemen des Lebens abgeben.“

Palmer sagte: „Wir tragen überhaupt nichts dazu bei. Wir sind unsterblich, aber wir vermehren uns rasch. Die Vermehrung ist bei uns eine motorische Körperfunktion, sie geschieht ohne Paarung. Verstehen Sie nun?“

„Ja“, sagte Wilma, „aber noch nicht ganz. Sie müssen mir mehr über Ihr Volk erzählen.“

In diesem Augenblick brach der Himmel über der paradiesischen Landschaft auf, und ein pulsierender, zuckender Schleimberg stürzte herab.

Wilma schrie erschrocken - und sie verspürte einen leisen Ekel.

\*

Die Szene wechselte augenblicklich, und Wilma fand sich wieder mit Palmer allein in einer riesigen Halle. Es gab Tausende von Quellen, aus denen Lichter in allen Farbschattierungen fluteten; die Lichter zauberten seltsame Gebilde in die Luft, die die Halle zu einem überdimensionalen Kaleidoskop machten - und über all dem lag ein stetiges Wispern.

„Das ist der Maschinenraum unseres Raumschiffes“, sagte Palmer. „Hier sind wir ungestört.“

Wilma hatte sich noch nicht ganz gefaßt. „Der Schleimberg“, sagte sie, „waren es Angehörige Ihres Volkes?“

„Ja“, antwortete Palmer. „Was Sie sahen, waren viele Individuen, die aus Platzmangel so zusammengepfercht waren, daß sie wie eine Einheit aussahen. Ich weiß, daß unser Aussehen für Menschen abstoßend ist, deshalb haben wir humanoide Gestalt angenommen.“

Wilma wurde verlegen. „Glauben Sie mir, bitte, es war nicht das Aussehen, das mich erschreckte. Ich wurde nur von der Plötzlichkeit des Zwischenfalls überrascht.“

„Es mußte so kommen“, meinte Palmer, ohne auf ihre Rechtfertigung einzugehen. „Manche Sektionen des Schiffes sind überbelegt, die Wände halten der Belastung nicht mehr stand und bersten. Wir müssen zu einer Lösung kommen.“

„Ich werde versuchen, Ihnen zu helfen“, versprach Wilma. „Aber Sie müssen mir vorher mehr Informationen geben. Wenn ich Ihrem Volk helfen soll, so muß ich es besser verstehen lernen, deshalb müssen Sie mich über Religion, Mythos, Kunst, Rechtsordnung und Sitte informieren.“

„Es ist sehr zeitraubend“, sagte Palmer. Aber er skizzierte ihr dennoch die Kultur seines Volkes in wenigen Worten.

Die *Nonontol* - wie Palmer sein Volk nannte - glaubten, daß das fleischliche Sein nur eine Prüfung oder eine Bestrafung darstelle. Wilma glaubte, daß dies religiösen Motiven entsprungen war, aber Palmer klärte sie dahingehend auf, daß sein Volk durch wissenschaftliche Forschung zu diesem Schluß gekommen sei. Die *Nonontol* waren der Auffassung, daß das Nichts die wirkliche Daseinsform aller Dinge sei.

Für Wilma war es schwer, das zu begreifen, und Palmer konnte es ihr nicht besser erklären. Für die *Nonontol* stand es fest: Vor der Geburt ist das Nichts, nach dem Tode erfolgt die Rückkehr in das Nichts - einen Schöpfer oder ein Schicksal gibt es nicht.

Für Wilma, die diese Auffassung nur nach menschlichen Gesichtspunkten betrachten konnte, ergaben sich eine Menge Widersprüche. Vor allem irritierte sie Palmers Behauptung, sein Volk habe wissenschaftlich bewiesen, daß das Nichts das Absolute sei. Sie konnte nicht verstehen, daß ein Volk, das obendrein noch die Unsterblichkeit als natürliche Veranlagung besaß, das Leben vollkommen ablehnte und den Tod anstrebte.

Aber durch Palmers weitere Erklärungen begann sie dann besser zu verstehen. Sein Volk war

unsterblich und darüber hinaus besonders fruchtbar. Wilma erfuhr nicht genau, wie es sich vermehrte - Palmer drückte sich in allen ethischen Belangen sehr unklar aus. Sie konnte nur mutmaßen, daß die Fortpflanzung durch bloßes Ein- und Ausatmen herbeigeführt würde. Die Unsterblichkeit war für sie ein Fluch, sie konnten nicht sterben. Aber auch hier hatte die Natur vorgesorgt. Unter zehn Milliarden Neugeborener befand sich immer einer, der den „Gifthauch“ in sich trug; wer mit seinem Atem in Berührung kam, mußte sterben. Doch dieser Giftatmer war selbst gestorben, noch bevor ein Nachfolger geboren war. Das geschah, als das Raumschiff der *Nonontol* die Milchstraße passierte.

„Wir sahen“, fuhr Palmer fort, „wie leicht das Sterben in dieser Galaxis ist. Deshalb haben fünftausend von uns menschliche Gestalt angenommen und haben versucht, jemand zu finden, der uns das Sterben ermöglichen könnte. Ich bin einer von den fünftausend Palmers. Wir haben mit allen Mitteln versucht, jemand zu finden, der auf unserem Schiff die Rolle des *Giftatmers* übernehmen könnte. Wir haben versagt.“

Wilma wunderte sich über die Naivität dieses Volkes. Sie hatten neidisch mitangesehen, wie leicht es den Menschen fiel, zu sterben, dabei hatten sie nicht gehant, wie schwer sich jeder einzelne Mensch von seinem Leben trennte. Und die *Nonontol* waren vor die Menschen hingetreten und hatten sie gebeten, sie zu töten.

„Es ist ein Wahnsinn“, stöhnte Wilma Sarlaya. „Wie können Sie nur hoffen, daß Sie einen Menschen finden, der das Anliegen Ihres Volkes so versteht, daß er ihm hilft. Der Mensch hat eine ganz andere Einstellung zum Leben, er hängt daran.“

„Warum töten sich die Menschen dann gegenseitig?“ fragte Palmer.

„In manchen von uns wurzelt noch das Urgesetz“, erklärte Wilma geduldig. „Getötet oder getötet werden. Der Mensch mußte früher so handeln, um zu überleben. Manchmal ist es auch heute noch erforderlich, und natürlich gibt es Menschen, die dieses harte Lebensgesetz mißbrauchen oder mißverstehen. Aber es gibt wahrscheinlich kein anderes Wesen in Gottes Universum, das das Leben so ehrt und schätzt wie der Mensch.“

„Die Kluft, die zwischen unseren beiden Völkern liegt, scheint unüberbrückbar“, stellte Palmer fest, und zum erstenmal hatte seine Stimme Ausdruck - Bitternis schwang darin mit.

„Das stimmt nicht“, sagte Wilma voll Überzeugung. „Sie brauchen nur den Glauben vom Nichts als Absolutem ablegen, dann werden Sie erkennen, daß das Leben der Sinn des Universums ist. Und es wird keine Kluft mehr zwischen uns geben.“

„Wir würden uns selbst belügen“, erwiderte Palmer, und Wilma sah ein, daß er recht hatte. Jetzt war sie naiv gewesen, weil sie glaubte, wenige Worte von ihr würden genügen, um die uralte Tradition der *Nonontol* zu durchbrechen. Dasselbe hatten die *Nonontol* mit den Menschen machen wollen. Sie erinnerte sich unwillkürlich an den seltsamen Philosophen am Strand von Morotai, der Reginald Bull in ein ernsthaftes Gespräch über den Sinn des Lebens hatte verwickeln wollen. Es hatte sich natürlich um einen *Nonontol* in Menschengestalt gehandelt - seine Bekehrungsmission hatte ihm nur Gelächter eingebracht.

„Warum haben Sie trotzdem eine Menschengruppe auf Ihr Raumschiff gebracht?“ erkundigte sich Wilma.

„Weil wir immer noch auf einen Erfolg hoffen“, erwiderte Palmer. „Wir haben sechs Menschen hierhergebracht, von denen jeder die nötigen Anlagen in sich trägt. Und einer davon ist ganz bestimmt dazu geeignet, uns zu helfen.“

Wilmas Stirn umwölkte sich plötzlich. Sie wußte, was Palmer meinte... Im *Schatten der Umkleidekabinen auf Morotai, fern vom abendlichen Trubel der Touristen, lag eine Leiche. Sie besaß alle äußerlichen Merkmale Michael Rhodans, aber es mußte sich um einen Nonontol handeln, der in Michaels Maske geschlüpft war. Das hatte ihm das Leben gekostet, denn ein Mordandroide lauerte auf Michael...*

Sie verscheuchte diese schreckliche Vision. Sie versuchte, in Palmers Augen zu blicken, und wollte etwas sagen. Aber ihre Stimme versagte. Es stimmte, eine unüberbrückbare Kluft trennte die beiden Rassen voneinander. Sie sah keinen Weg zur Verständigung.

Endlich konnte sie wieder sprechen.

„Bei dem Mörder hat es sich um eine Maschine gehandelt“, versuchte sie zu erklären.

„Aber sie wurde von Menschen gebaut“, sagte Palmer. „Der Androide stammt von *Ihnen*.“

„Er wurde mißbraucht“, rechtfertigte sich Wilma. „Sie dürfen wegen dieses Fehltritts nicht auf die ganze Rasse schließen.“

Das monotone Wispern des Raumschiffsantriebes wurde von einem Bersten und Tosen überlagert. Wilma sah, wie eine weit entfernte, unendlich hohe Wand sich durchbog. Risse zeigten sich darin, Stücke brachen heraus. Sie hielt den Atem an. Jetzt und jetzt muß die Wand nachgeben, dachte sie. Aber die Wand hielt, die Risse verschwanden, die Bruchstellen wuchsen zusammen. Der Lärm ebte ab, das Wispern des Antriebes setzte wieder ein.

Wilma atmete erleichtert auf.

„Wir dürfen in unseren Mitteln nicht wählerisch sein“, sagte Palmer. „Wir vermehren uns zu rasch. Dem nächsten Ansturm halten die Wände nicht mehr stand.“

„Warum sorgen Sie sich darüber?“ fragte Wilma. „Ist es nicht egal, auf welche Art und Weise Sie sterben?“

Palmer sah sie an. In seinem Pferdegesicht regte sich nichts.

„Nein, es ist nicht egal“, sagte er.

„Bringen Sie mich zu Michael zurück“, verlangte Wilma.

„Werden Sie uns helfen?“ fragte Palmer.

„Ich kann Ihnen nur so helfen“, sagte Wilma bestimmt, „indem ich versuche, Sie von der Todesphilosophie abzubringen.“

„Sie könnten vielleicht auch einen *Giftatmer* ersetzen“, sagte Palmer. Wilma wich vor ihm zurück. „Nein... Nein!“

„Erinnern Sie sich noch an Professor Flensh Tringel? Ihn haben Sie auch getötet, weil es eine Erlösung für ihn war.“

Ihre Lippen zitterten.

„Bitte... nicht!“

Sie konnte es nicht mehr ertragen, immer wieder an Flenshs Tod erinnert zu werden. Mehr als zwanzig Jahre waren seitdem vergangen. Konnte die Vergangenheit nicht endlich für sie ruhen? Es war schlimm genug, daß sie mit Flensh jenen Menschen verloren hatte, der ihr am meisten bedeutete.

„Sie müssen uns helfen, Dr. Sarlaya“, sagte Palmer.

In sprachlosem Entsetzen schüttelte sie immer wieder nur den Kopf. Palmer verschwamm vor ihren Augen. Sie spürte eine Bewegung und fand sich gleich darauf in dem Krankenzimmer wieder, in dem Michael lag.

Chester Wyland stand an seinem Bett. Aus seinem Kugelkörper ragten hauchfeine Sonden, die er in Michaels Schädel eingeführt hatte.

„Ich überlege ernsthaft“, sagte der Mensch-Robot-Symbiont zu Wilma, „ob ich die Mentalität Michaels bei dieser Gelegenheit nicht verändern sollte. Die Todesphilosophie hat einiges für sich.“

## 10.

Er war ihnen in die Falle gegangen!

Dieser Gedanke schoß dem Androiden durch sein positronisches Gehirn, als ihn die Finsternis umschloß. Er hätte früher handeln sollen, schon als die außergewöhnlichen Ereignisse ihre Schatten vorauswarfen. Jetzt würde es zu spät sein, diesen Fehler gutzumachen. Sie würden ihm keine Chance mehr lassen. Er versuchte, das Energiefeld zu kontrollieren, in dem er festsaß, aber er konnte nicht einmal eruieren, welche Art von Energie ihn gefangenhielt.

Er wartete, während sein Logiksektor die verstreichenden Sekunden zählte. Er tat es fast automatisch. Er wußte, daß man ihn früher oder später freilassen würde, um seine Programmierung abzuändern. Er würde sich darauf vorbereiten.

Nach genau acht Stunden, zehn Minuten und vierzehn Sekunden entließ ihn sein Gefängnis. Er stellte sich augenblicklich auf eine Auseinandersetzung ein. Er spreizte die Beine und verlagerte sein Körpergewicht auf die Zehen. Während er um seine eigene Achse wirbelte, ließ er aus jeder seiner Handflächen ein langes Messer herausschnellen. Er war kampfbereit - aber er hatte keinen Gegner.

Er war allein.

Eine neue Falle?

Seine Umgebung war ihm fremd. Er befand sich in einer langen Röhre von zwei Metern Durchmesser, die aus einem selbstleuchtenden Material bestand. Er analysierte die Art des Lichtes und stellte fest, daß es auf einer Frequenz strahlte, die vom menschlichen Auge nicht wahrgenommen wurde. Ein Mensch würde hier nichts sehen. Das hieß, daß es sich um eine Anlage handelte, die nicht von Menschenhand erbaut worden war. Er maß die Energiestrahlung und stellte fest, daß sie für ihn nicht schädlich war.

Er lief die Röhre entlang. Nach drei Kilometern endete sie.

Der Androide blickte eine lotrechte Wand hinunter, die von lauter kreisrunden Öffnungen durchlöchert war. Er folgerte, daß es sich um die Austrittsstellen von Kanälen handelte, wie er selbst einen benutzt hatte. Aus fast allen Öffnungen schoben sich in regelmäßigen Intervallen fremdartige Lebewesen. Ihre haar- und hautlosen Körper schimmerten schleimig in dem schattenlosen Licht.

Der Androide hatte kein Interesse an ihnen; da sie ihn nicht beachteten, drohte auch keine Gefahr von ihnen. Er stellte fest, daß von den Öffnungen in der unabsehbaren Wand Energieströme zum Boden hinunterführten, die eine ähnliche Struktur wie Traktorstrahlen aufwiesen. Bedenkenlos ließ er sich von dem Energiestrom einfangen und zu dem sumpfigen Boden hinunterbefördern. Er befand sich inmitten einer Schar dieser unbekannten Lebewesen, seine beiden Messer hielt er stoßbereit. Aber keines der Wesen schenkte ihm auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Der Androide entspannte sich wieder.

In gerader Richtung watete er durch den nebeligen Sumpf. Wo ihm eines der Fremdwesen im Wege stand, stieß er es zur Seite. Er befand sich erst wenige Minuten unterwegs, als sich plötzlich die Umgebung veränderte. Aus dem Schlamm wuchsen Gräser, Sträucher und Bäume, die Atmosphäre klärte sich, ohne ihre Zusammensetzung wesentlich zu ändern - sie wurde nur reicher an Sauerstoff. Auch mit den Lebewesen geschah eine Veränderung, sie nahmen innerhalb von wenigen Sekunden menschliche Gestalt an.

Das alarmierte den Androiden, aber er sah bald, daß er nichts zu befürchten hatte. Nicht von diesen Wesen hier.

Stimmen näherten sich. Der Androide konzentrierte sich darauf und konnte die Sprache entschlüsseln. Interkosmo! Sekundenbruchteile später hatte er am Klang erkannt, daß die eine Stimme Staatsmarschall Reginald Bull gehörte.

„Ich appelliere an Ihr Verständnis“, hörte der Androide die fremde Stimme sagen. „Sie müßten die Qualen der Unsterblichkeit selbst kennen.“

Reginald Bull antwortete: „Sie kennen doch keine Gefühle. Sie haben mir gezeigt, daß Sie jegliche Art von Gefühlen bereits in den Kleinkindern Ihrer Rasse abtöten.“

„Dennoch“, erwiderte der andere, „Sie sind ein weiser Mann. Sie müßten unsere Zivilisation am ehesten verstehen können. Wenn Sie das tun, werden Sie uns auch helfen.“

Reginald Bull reagierte heftig. „Der Einblick, den ich in Ihre Zivilisation bekam, hat mich erschüttert. Es läßt sich moralisch durch nichts vertreten, daß jedes Individuum mit brutalsten Mitteln in dieses starre Schema der Selbstvernichtung gepreßt wird. Todesphilosophie! Das ist der schlimmste Wahnsinn, von dem ich je gehört habe, Palmer.“

„Wer sollte die Kluft zwischen unseren beiden Völkern überbrücken können, wenn nicht

Sie?“ fragte Palmer. „Die anderen fünf Personen, die wir auf unser Raumschiff geholt haben, werden noch weniger Verständnis für unsere Probleme haben.“

„Vergessen Sie nicht, daß einer von ihnen eine gefährliche Mordmaschine ist“, warf Bull ein.

„Und ich muß Sie bitten, mich bald zu Michael Rhodan zu bringen. Sein Leben ist gefährdet.“

„Ich versuche zu verstehen, was die Menschen am Leben hält - aber mir gelingt es nicht.“

Bull sagte: „Es ist jene Kraft, die Sie schon im Kleinkind abtöten.“

„Warum verdammen Sie unsere Kultur, anstatt sich um Verständnis zu bemühen? Wieviel könnte uns an den Lebensgewohnheiten der Menschen erschrecken!“

Die beiden Gestalten gingen ahnungslos am Versteck des Androiden vorbei.

„Ich behaupte ganz bestimmt nicht, daß der Mensch die idealste Kulturform besitzt“, sagte Bull. „Aber bestimmt ist sie nicht so wirklichkeitsfremd wie die der *Nonontol*. Das zeigt sich schon daran, wie ratlos sie vor einem außergewöhnlichen Ereignis stehen. Nicht nur, daß Sie die Mentalität der Menschen vollkommen falsch einschätzen, wissen Sie mit sich selbst nichts anzufangen.“

„Deshalb brauchen wir Ihre Hilfe.“

„Das haben Sie vollkommen falsch angefangen. Warum sind Sie nicht in Ihrer wahren Gestalt zu uns gekommen?“

„Die Menschen hätten vor unserem Aussehen Abscheu empfunden.“

„Das stimmt nicht. Wir denken schon lange kosmisch. Uns Menschen stößt viel mehr Ihre erzwungene Todesphilosophie ab...“

Die Stimmen verklangen. Der Androide verließ sein Versteck. Er hatte den Dialog interessiert verfolgt und aus dem Gehörten logische Schlüsse gezogen. Wenn er die ausschmückenden Details beiseite ließ, dann blieb eine wichtige Tatsache übrig: Michael Rhodan befand sich irgendwo auf diesem riesigen Raumschiff.

Die Messer stoßbereit, machte sich der Mordandroide auf die Suche.

\*

„Das Leben hat keinen Sinn, daher ist es auch sinnlos, zu leben. Der Tod ist bedeutungsvoll, er muß angestrebt werden, so daß jenes Nichts, das vor dem Dasein geherrscht hat, wieder erreicht wird.“

Chester Wyland hatte es mit dumpfer Grabesstimme gesprochen.

„Hör auf damit, Ches“, sagte Wilma Sarlaya. Sie sah auf Michael hinunter, der friedlich schlief. Ihr kam es vor, daß er zu ruhig schlief. Zum wiederholten Male stellte sie die Frage an Chester Wyland: „Hast du ihn mit deinen Sonden bestimmt nicht beeinflußt?“

„Aber Wilma!“ rief Chester Wyland empört. „Ich habe nur seine überreizten Nervenzentren beruhigt.“

Eine Weile herrschte Schweigen, dann sagte Wilma Sarlaya: „Warum die *Nonontol* nur Bull, Djilolo-Myhra und Buru-Slim nicht zu uns lassen.“

„Sie werden versuchen, jeden einzeln für ihre Todesphilosophie zu gewinnen“, erwiderte Chester Wyland. Ganz unzusammenhängend fügte er hinzu: „Du, Wilma, ich glaube, ich werde hierbleiben.“

„Ches!“ Wilma zuckte bei dieser Eröffnung zusammen. „Willst du vielleicht sagen, daß Palmer dich von der Todesphilosophie überzeugt hat?“

„Zumindest hat er mir bewiesen, daß ich unter den Menschen nichts weiter als ein monströser Krüppel bin“, erwiderte Chester Wyland.

„So darfst du nicht reden, Ches“, fuhr ihn Wilma an. „Du weißt so gut wie ich, daß du deinen festen Platz in der Menschheit hast. Du hast dem Ezialismus unschätzbare Dienste erwiesen - und das kommt letzten Endes der Allgemeinheit zugute.“

„Du brauchst dich nicht gleich aufzuregen, Wilma“, sagte Wyland eingeschüchtert. Zu sich selbst sprach er in gereiztem Ton. „Von dir habe ich diese verdammten Ideen, Psycho-Boy.



Du hast sie mir eingegeben!“

„Natürlich bist du ein Krüppel“, meldete sich Psycho-Boy aus Wylands Mund.

„Das habe ich nur der Symbiose mit dir zu verdanken“, konterte Wyland.

„Komme mir nur nicht so“, sagte Psycho-Boy. „Was ich sagte, bezog sich auf deine Stellung innerhalb der ezialistischen Gemeinschaft. Der Ezialismus kommt auch ohne dich aus, aber von den *Nonontol* wirst du gebraucht.“

„Höre nicht darauf, Ches“, mischte sich Wilma ein. „Glaube mir, wenn erst das Ezialistische Institut auf Umtar steht, wirst du mehr gebraucht denn je.“

„Wie du meinst, Wilma“, meinte ehester Wyland. „Aber dann werden die *Nonontol* in ihrer Selbstvernichtung fortfahren, und ich werde an ihrem Untergang schuld sein.“

Ein Grollen, wie von weit entferntem Donner, ließ die Wände des Zimmers erbeben. Wilma blickte besorgt zu Michael, aber er wachte durch das Geräusch nicht auf.

„In jeder Sekunde werden Tausende von ihnen geboren, aber die Alten können nicht sterben“, sinnierte Wilma. „Das wird sich ändern“, sagte Chester Wyland.

Noch bevor ihn Wilma Sarlaya zurechtweisen konnte, ging die Tür auf, und Buru-Slim trat herein.

Wilma Sarlaya starrte ihn wie einen Geist an; sie vergaß augenblicklich, was sie zu Wyland hatte sagen wollen.

„Wo kommst du so plötzlich her?“ fragte sie.

Mit keiner Geste verriet Buru-Slim, daß er das Gesagte von ihren Lippen abgelesen hatte. Er ging zu Michaels Bett und setzte sich. Er lächelte, während er Michael übers Haar strich.

„Andy...“, murmelte Michael wie im Traum, seine Augen zuckten. Aber er erwachte nicht.

Wilma riß Buru-Slim aus seiner Betrachtung, indem sie ihn anstieß. Als sich die Augen des Empathen auf sie richteten, fragte sie: „Kannst du spüren, wie es Michael geht?“

Ein Nicken: Ja.

„Schlecht?“

Ein Kopfschütteln: Nein.

Wilma betrachtete Buru-Slim. Ihr schien es, als läge in dem Blick der ernstesten Kinderaugen Besorgnis.

„Was befürchtest du, Slim?“ Wilma beugte sich zu ihm vor.

Buru-Slim deutete auf Michael.

„Ihm geht es gut“, beruhigte ihn Wilma. „Er ist nur von den letzten Ereignissen übermüdet.“

Buru-Slim winkte fast verzweifelt ab.

„Du meinst, Michael ist in Gefahr?“ fragte Wilma.

Slim nickte, seine Lippen formten ein Wort.

„Djilolo-Myhra?“ fragte Wilma.

Wieder nickte Slim.

Plötzlich meinte Wilma zu begreifen. „Myhra ist also in Gefahr? Mein Gott, seit wir hier festsitzen, habe ich sie noch nicht gesehen!“

Slim machte verzweifelte Gebärden. Er formte wieder Myhras Namen mit den Lippen und deutete auf Michael -Angst sprach aus seinen Augen.

„Nein“, sagte Wilma fassungslos, ihr Blick glitt hilfesuchend zwischen Michael, Slim und Chester Wyland hin und her. „Nein“, wiederholte sie und war leichenblaß geworden. „Nicht Myhra! Sie kann nicht der Androide sein.“

Slim nickte heftig zur Bestätigung.

„Aber...“ Wilma sprach nicht weiter. Sie konnte sich nicht weiter vor den Tatsachen verschließen. Slim hatte keine Veranlassung zu lügen. Der Mordandroide hatte Myhras Maske angenommen. Deshalb also war Reginald Bull so verzweifelt bemüht gewesen, die Ex-EZI 1 zu stoppen.

„Wir müssen resignieren, Wilma“, sagte Chester Wyland. „Der Tod ist überall, wir können ihm nicht entfliehen. Wir müssen endlich erkennen, daß er die einzige Erlösung von den

Leiden des Lebens ist. Überlassen wir uns dem Nichts.“

„Halt den Mund, Ches“, fuhr ihn Wilma an. Mit einem Seitenblick zu Slim stellte sie fest, daß der Empath keinerlei Unruhe zeigte. Demnach waren Chesters Gefühle nicht so todesschwanger wie seine Rede. Aber warum sagte er solche Dinge, wenn er ganz anders dachte? War er total übergeschnappt?

Sie wandte sich an Slim, stieß ihn an und sagte: „Befindet sich der Androide auf dem Weg hierher?“

Slim horchte einige Sekunden in sich hinein, dann zuckte er die Schultern: Vielleicht.

„Aber er wird kommen“, sagte Wilma überzeugt. „Er wird nicht eher ruhen, bis er seinen Auftrag ausgeführt hat.“ Sie erschauerte. „Oder bis wir ihn vernichtet haben. Palmer muß Michael vor ihm schützen.“

„Er wird es auf seine Weise tun“, sagte Chester Wyland.

„Wie meinst du das?“

„Palmer hat ein besonderes Interesse an dem Androiden.“

Wilma entsann sich wieder der Worte, die Palmer im Zusammenhang mit dem Androiden gebraucht hatte: *Wir dürfen nicht wählerisch sein!* Wilma hatte das nicht ernst genommen, sie hätte nicht geglaubt, daß Palmers Volk sich des Androiden bedienen würde, um das Problem der Bevölkerungsexplosion zu lösen - und sie hatte damals nicht im entferntesten daran gedacht, daß Myhra der Androide sein könnte.

„Wir müssen mit Palmer reden“, sagte sie. „Wir können uns vor den Problemen der *Nonontol* nicht mehr verschließen, wir stecken bereits zu tief mit drinnen.“

Slim erschauerte, wieder trat der Ausdruck unaussprechlicher Angst in seine Augen.

„Ich habe mich schon einmal angeboten, hierzubleiben“, sagte Chester Wyland.

Wilma erwiderte darauf: „Wecke Michael, aber sanft.“

Der Mensch-Robot-Symbiont ging zum Bett. Als er sich über Michael beugte, drangen die hauchfeinen Sonden aus seinem Kugelkörper und tasteten Michaels Schädel ab. Als sich Michael unruhig im Bett zu wälzen begann, mußte Wyland die Metalltentakel zu Hilfe nehmen.

„Ihm geschieht nichts“, beruhigte Wilma den Empathen, dessen flackernde Augen Wylands Tun beobachteten. Aber Slim beruhigte sich nicht; er begann am ganzen Körper zu zittern, und Schaum trat ihm auf die Lippen. Wilma nahm sein Gesicht in die Hände und versuchte, seinen Kopf in eine andere Richtung zu drehen. Slim wehrte sie ab. Er sprang auf und wollte zur Tür rennen. Wilma war viel zu überrascht, um etwas dagegen zu tun. Sie saß nur sprachlos da und starrte Slim nach.

Er kam nicht weit. Zwei Schritte vor der Tür versagten ihm die Kräfte. Er taumelte. Als Wilma sein verzerrtes Gesicht auf sich gerichtet sah, sprang sie auf. Sie konnte Slim gerade noch auffangen, bevor er bewußtlos auf dem Boden aufschlug.

„Irgend etwas Schreckliches kommt auf uns zu“, flüsterte sie, den federleichten Alfurenjungen im Arm. Sie brauchte nicht weiter zu überlegen, um zu wissen, daß es starke Emotionsströmungen waren, die Slim zugesetzt hatten.

Von dem Androiden konnten sie nicht stammen, denn der strahlte keine Gefühle aus. Blieben nur noch die *Nonontol*. Ihr Todesverlangen mußte so intensiv geworden sein, daß es Slim nicht länger mehr ertragen konnte. Das hieß, daß sie sich bereits in Richtung dieser Sektion des Schiffes ausbreiteten. Sie vermehrten sich so rasch, daß das Schiff bald zu klein sein würde. Aber vorher würde es wahrscheinlich bersten.

Palmer hatte es prophezeit.

„Was können wir nur tun, Ches?“ fragte Wilma.

„Du nichts“, antwortete der Mensch-Robot-Symbiont. „Du solltest dich ausruhen. Entspanne dich, denn du bist nahe daran, dein seelisches Gleichgewicht zu verlieren. Ich werde jetzt mit Palmer sprechen. Für euch und für sein Volk wird es am besten sein, wenn ich mich zur Verfügung stelle.“

„Vielleicht hast du recht“, sagte Wilma. Sie legte Buru-Slim zu Michael ins Bett. Als sie hinter sich ein Geräusch hörte, wirbelte sie herum. Wyland stand an der offenen Tür.

„Wohin willst du?“ fragte sie ängstlich.

„Hinaus“, antwortete Wyland ruhig. „Ich möchte mich in dem Schiff umsehen und mit Palmer sprechen.“

„Du kannst mich nicht mit den schlafenden Kindern allein lassen. Was, wenn der Androide hierherkommt?“

„Aber, Wilma“, beruhigte Wyland sie. „Nach meiner Schätzung ist dieses Raumschiff gut zehn Kilometer lang. Die Wahrscheinlichkeit ist gleich Null, daß er diesen kleinen Raum findet. Außerdem werden sich die *Nonontol* mit ihm befassen.“

„Trotzdem, Ches, ich habe Angst.“

„Ich werde so schnell wie möglich wieder hier sein. Vielleicht taucht auch Reginald Bull inzwischen auf.“

Damit verließ er sie.

## 11.

Für menschliche Begriffe herrschte auf dem Korridor vollkommene Dunkelheit, aber Chester Wyland standen Psycho-Boys spezielle Sehorgane zur Verfügung. Er konnte seine Umgebung wahrnehmen. Der Korridor war eine drei Meter durchmessende Röhre, deren Wandung ein stetiges fluoreszierendes Leuchten ausstrahlte. So sah das Innere des Raumschiffes also wirklich aus.

Chester Wyland wäre auch gerne einem *Nonontol* in seiner wahren Gestalt begegnet, aber diese Hoffnung gab er von vornherein auf. Er wußte, daß jeder *Nonontol*, dem er sich näherte, augenblicklich ein humanoides Aussehen annehmen würde.

Während Chester Wyland ein Stück des Korridors zurücklegte, ohne an eine Biegung oder Abzweigung gekommen zu sein, stellte sein robotischer Symbiont einige Berechnungen und Analysen an. In einem stummen Zwiegespräch informierte er Wyland von den Ergebnissen.

*Wir befinden uns im Hyperraum*, meldete Psycho-Boy.

Das war für Wyland schon von Anfang an klar gewesen. Denn wenn sich die *Nonontol* mit ihrem Raumschiff im normalen Raum-Zeit-Gefüge aufgehalten hätten, wären die Patrouillenschiffe des Solaren Imperiums bald darauf aufmerksam geworden. Es war für Wyland also nichts Neues, daß sie sich im Hyperraum aufhielten. Dagegen interessierte es ihn, ob Psycho-Boy aus eigener Kraft den Hyperraum verlassen konnte.

*Natürlich*, kam Psycho-Boys prompte Antwort, *du weißt, daß mir Flensh Tringel eine entsprechende Transitionsvorrichtung eingebaut hat.*

Diese Fluchtmöglichkeit stand ihnen also als letzter Ausweg offen. Aber Wyland hoffte, daß er davon keinen Gebrauch machen mußte, denn er wollte ja bei den *Nonontol* bleiben. Sein Entschluß stand beinahe schon fest, es bedurfte nur noch eines kleinen Anstoßes.

Eine Analyse Psycho-Boys hatte gezeigt, daß die Atmosphäre des Raumschiffes mit Luftplankton übersättigt war. Es war anzunehmen, daß sich die *Nonontol* davon ernährten. Aber Wyland kam mit Psycho-Boy überein, daß das Plankton eine viel weitreichendere Bedeutung hatte - wahrscheinlich stellte es die Grundlage für die rasche Vermehrung der *Nonontol* dar.

Das war zwar nur eine reine Vermutung, aber Wyland hatte das Gefühl, daß er der Wahrheit damit sehr nahe kam. Psycho-Boy ging in seinen Überlegungen sogar noch weiter. Er war überzeugt davon, daß die Unsterblichkeit der *Nonontol* ebenfalls auf das Luftplankton zurückzuführen sei. Es konnte sich dabei nur um eine relative Unsterblichkeit handeln, denn Palmer hatte selbst gesagt, daß von Zeit zu Zeit ein *Giftatmer* geboren wurde, dessen Hauch

tödlich war. Dabei konnte es sich leicht um einen *Nonontol* handeln, der natürliche Abwehrstoffe gegen das Luftplankton in sich trug; sein Atem tötete das Hormon der Unsterblichkeit, oder er ließ es mutieren. Dadurch wurde der Lebenszyklus der *Nonontol* reguliert: sie vermehrten sich nicht mehr so rasch, und sie wurden sterblich.

Es paßte alles schön zusammen. Es gab keinen *Giftatmer* mehr, die *Nonontol* waren der Unsterblichkeit und der explosionsartigen Vermehrung ausgesetzt. Sie verdienten Hilfe.

Der Röhrenkorridor endete in einem riesigen Raum, dessen Größe nur zu erraten war. Es mußte sich um eine Art Sammelstelle für neugeborene *Nonontol* handeln, oder um eine Geburtsklinik, denn Wyland blickte auf seltsame Stellagen, die Hunderte von Metern hoch waren. Die Wesen, die in schalenförmigen Wiegen schnell wuchsen und deren Gestalt zusehends ausgereifter wurde, veränderten ihr Aussehen nicht, als Wyland näher kam. Da sie sich nicht in Menschen verwandelten, konnte es nur bedeuten, daß es sich um Neugeborene handelte.

Wyland hatte wohl recht fremdartige Wesen vor sich, aber Ekel empfand er nicht. Er fand Palmers Furcht, der Mensch könnte bei dem Anblick seines Volkes Abscheu empfinden, sehr naiv. Viel fremdartiger und abstoßender war noch die Todesphilosophie. Aber selbst sie war für Wyland, dank Psycho-Boys Unterstützung, verständlich geworden. Er wußte nun, daß die *Nonontol* durch die Umstände in diese Denkungsart gezwungen worden waren.

Durch den Tod des *Giftatmers* waren sie unsterblich geworden, und sie vermehrten sich trotzdem - und viel rascher als je zuvor. Wyland war sich klar, daß der Ausdruck „Giftatmer“ eine mythologische Bedeutung haben mußte. Die *Nonontol* hatten für ihre plötzliche Unsterblichkeit eine Erklärung gesucht, aber keine gefunden. Deshalb umgaben sie sich mit Mysterien - sie flüchteten sich in die Todesphilosophie.

Seit wie vielen Jahren - oder Jahrtausenden - mochten sie schon durch das Universum ziehen und den Tod suchen? Wie viele solcher Riesenraumschiffe waren unterwegs?

Psycho-Boy registrierte einen Traktorstrahl, der quer durch die große Halle führte, und betrat ihn. Wyland schwebte in rascher Fahrt an den Stellagen mit den Schalenwiegen vorbei und konnte sich das Gefühls nicht erwehren, von unzähligen Augen angestarrt zu werden. Aber Augen im Sinne des Wortes konnte er an den neugeborenen *Nonontol* nicht feststellen.

Hundert Meter vor ihm neigte sich eine der Stellagen. Wyland wollte den Traktorstrahl verlassen, aber er wurde unerbittlich festgehalten.

Die Stelage neigte sich immer weiter. Wyland sah, daß sie überbelegt war und der Belastung nicht mehr standhalten konnte. Jetzt hatte ihn der Traktorstrahl auf gleiche Höhe gebracht. Einige Wiegen rutschten von der schrägen Fläche der Regale und fielen. Manche wurden von den Traktorstrahlen aufgefangen, andere verschwanden in der nebligen Tiefe.

Ächzend bog sich die Stelage durch, sie war kaum zwei Meter von Wyland entfernt und neigte sich weiter.

„Das Gestell bricht zusammen“, rief Wyland. „Unternimm etwas!“

*Nur ruhig bleiben*, signalisierte Psycho-Boy, *ich habe errechnet, daß wir unbeschadet passieren können.*

Psycho-Boy behielt recht. Aber sie hatten die gefährdete Stelage kaum hinter sich gelassen, als sie mit gewaltigem Getöse in sich zusammenfiel. Bevor sich das Chaos hinter ihnen noch gelegt hatte, erreichten sie das Ende der Halle. Wieder mußte Wyland einen Röhrenkorridor entlang, aber als er nach kaum fünfzig Metern an eine Abzweigung kam, benutzte er sie. Er begegnete einigen *Nonontol*, die sofort menschliche Gestalt annahmen. Jeder von ihnen glich Palmer bis ins kleinste Detail, selbst einen Straßenanzug terranischer Mode trugen sie. Sie folgten Wyland mit teilnahmslosen Blicken. Die Figur des „Palmer“ charakterisierte ihre Situation - zumindest für menschliches Empfinden.

Gleich darauf wurde Chester Wyland Zeuge einer Szene, die eindringlich die Verzweiflung zeigte, mit der die *Nonontol* eine Entscheidung herbeiführen wollten. An einer Kreuzung, an der mehrere Röhren zusammenliefen, war ein Tumult entstanden. Das verwunderte Wyland,

und er fühlte sich magisch angezogen, denn er hatte bisher noch nicht erlebt, daß die *Nonontol* ihre Lethargie durch irgendeinen Zwischenfall abgeworfen hätten.

Da entdeckte er den Mordandroiden. Die Maske Myhras hing in Streifen von seinem Leichtmetallkörper. In jeder seiner ausgestreckten Hände hielt er ein blitzendes Messer. Indem er die Messer wie eine Schere kreuzte, jagte er eine Gruppe von Humanoiden vor sich her. Es handelte sich um *Nonontol*, die Michael Rhodans Gestalt angenommen hatten. Der Androide sprang einen von ihnen an, seine Messer machten eine Scherenbewegung. Der *Nonontol* brach lautlos zusammen.

„Die sollen mit diesem Wahnsinn aufhören!“ rief jemand.

Wyland kannte die Stimme von früher, als er noch bei der Explorerflotte war. Sie gehörte seinem ehemaligen Chef Reginald Bull. Gleich darauf kam er auf die Kreuzung gestürmt. Ihm folgte in gemessenem Tempo ein „Palmer“.

Als Chester Wyland selbst die Kreuzung erreichte, war der Androide in einen Seitengang geflüchtet. Drei reglose Gestalten lagen auf dem Boden.

Reginald Bull trat hinzu und wandte sich schauernd wieder ab. Dreimal lag Michael Rhodans Leichnam vor ihm.

„Was wollten Sie damit bezwecken?“ fragte Bull heiser. Er sah Palmer, der den Kampfplatz teilnahmslos anstarrte, herausfordernd an. „Warum ließen Sie den Androiden von Ihren Leuten provozieren? Glaubten Sie, das Problem Ihrer Unsterblichkeit auf diese Art und Weise lösen zu können? Glaubten Sie, den Vorfall von Morotai beliebig oft wiederholen zu können? Wenn ja, dann bestätigt es die Dekadenz Ihres Volkes.“

„Sie mißverstehen die Lage“, sagte Palmer. „Sie mißverstehen uns - wie immer. Wir glaubten nicht, daß der Androide unsere Probleme lösen könnte.“

„Warum haben Sie dann diese... diese Metzelei inszeniert?“

„Um den Androiden von Michael Rhodan abzulenken.“

\*

Reginald Bull verschlug es die Sprache. Diese plötzliche Wendung verwirrte ihn, und er wußte nicht recht, ob er gerührt sein sollte oder wütend.

Er räusperte sich und sagte: „Aber auf die Dauer können Sie ihn dadurch nicht abhalten. Außerdem lehne ich diese Art von Hilfeleistung ab. Bringen Sie mich zu Michael, dann werde ich ihn selbst beschützen.“

„Der Androide würde auch Sie töten“, mischte sich Chester Wyland ein.

Reginald Bull wurde des Mensch-Robot-Symbionten erst jetzt richtig gewahr. „Sie sind also ehester Wyland“, stellte er fest. „Ich habe Sie etwas anders in Erinnerung.“

Wyland lächelte. „Der Ezialismus hat mich verwandelt“, sagte er.

Bull hatte eine spitze Bemerkung parat, sprach sie aber nicht aus. Er erinnerte sich rechtzeitig daran, daß jetzt nicht der richtige Moment war, seiner Abneigung gegen den Ezialismus Ausdruck zu geben.

„Wyland, Sie wissen, warum wir hier sind“, sagte er statt dessen. „Haben Sie Palmer nicht auch klargemacht, daß wir unserer Mentalität wegen nicht in der Lage sind, ihm zu helfen?“

„Nein, das habe ich nicht“, entgegnete Wyland zu Bulls Erstaunen. „Denn es entspräche nicht der Wahrheit.“

„Was sagen Sie da?“ erkundigte Bull sich fassungslos. Er spürte, wie ihn der Zorn zu übermannen drohte.

„Es tut mir leid, daß ich nicht in Ihrem Sinn spreche, Sir“, sagte Wyland. „Doch bin ich überzeugt, den *Nonontol* helfen zu können.“

„Es wird Ihnen noch mehr leid tun“, entgegnete Bull hitzig, „wenn wir wieder zurück sind, und ich Sie vor ein Kriegsgericht stellen lasse. Was Sie begehen, ist Hochverrat und Völkermord! Sie verraten die Menschlichkeit und leisten Beihilfe an der Ausrottung der

Nonontol. Ich werde mit aller Schärfe gegen Sie vorgehen - vielleicht bekommen Sie mildernde Umstände, weil Sie ein Ezialist sind.“

Wyland war die Ruhe selbst. „Ihnen eilt der Ruf voraus, impulsiv zu sein. Und fürwahr, das sind Sie! Denn wären Sie es nicht, hätten Sie mich zumindest erklären lassen, warum ich so überzeugt bin, den Nonontol helfen zu können. Ich kenne die Zusammenhänge besser als Sie, und ich habe auch mehr Wissen über dieses Volk.“

„Welches Wissen besitzen Sie?“ erkundigte sich Bull heftig.

„Zum Beispiel weiß ich, daß nicht der Androide den Nonontol auf Morotai getötet hat.“

Bull höhnte: „Dahinter sind Sie natürlich durch ezialistische Methoden gekommen, was?“

„Nein.“

„Und wieso wollen Sie dann so bestimmt wissen, daß nicht der Androide der Mörder ist?“

„Weil ich es bin.“

Bull blieb vor Überraschung der Mund offen. Er hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dieser Eröffnung.

Wyland erklärte: „Wenn Sie einen genauen Zeitplan aufstellen und die Tat rekonstruieren, dann müssen Sie erkennen, daß der Androide gar nicht der Mörder sein kann. Er war zum Zeitpunkt der Tat bereits mit Michael Rhodan beim Materietransmitter.“

Bull verarbeitete das Gehörte und prüfte es auf seinen Wahrheitsgehalt. Er kam zu dem Schluß, daß Wyland überhaupt nicht wissen konnte, wann der Androide wo gewesen war, denn das hatten selbst die USO-Spezialisten nicht genau rekonstruieren können. Aber irgend etwas hielt Bull davon zurück, Wylands Behauptung ad absurdum zu führen.

Er fragte nur: „Was haben Sie denn auf den Molukken zu suchen gehabt?“

„Ich wollte Dr. Sarlaya zurückholen“, antwortete Wyland. „Der Start der Ex-EZI 1 stand bevor, und sie wurde für die Vorbereitungen gebraucht.“

„Das könnte stimmen“, gab Bull zu. „Aber welches Motiv hatten Sie, jemanden zu töten, von dem Sie annehmen mußten, daß es sich um Perry Rhodans Sohn handelt?“

„Ich wußte, daß es nicht Perry Rhodans Sohn war“, behauptete Wyland.

„Sehr unwahrscheinlich.“

„Lassen Sie mich erklären.“ Chester Wyland kniff die Augen zusammen, er schien sich zu konzentrieren. Seine Arme zuckten nervös, während die Robot-Tentakel kraftlos von seinem Kugelkörper hingen.

„Ich erinnere mich nicht mehr an alle Einzelheiten“, begann er mit leiser, entrückter Stimme zu erzählen. „Die Atmosphäre war unheilschwanger, tausend undefinierbare Eindrücke stürmten auf mich ein. Sie machten mich ganz konfus.“

Er holte Atem und fuhr fort: „Ich war auf dem Wege zu dem Bungalow, in dem ich Dr. Sarlaya wußte. Die Touristen, denen ich begegnete, starrten mir mit offener Neugierde nach - es macht mir nichts mehr aus, wenn man mir wegen meines ungewöhnlichen Äußeren nachstarrt. Ich habe mich daran gewöhnt, ich ignoriere die Gaffer ganz einfach. Aber die Gefühle anderer Leute, die auf mich einstürmen, kann ich nicht ignorieren. Ich kann mich den fremden Emotionen nicht verschließen. Ich bin ein Empath; ein Empath, der seine Fähigkeit nicht kontrollieren kann.“

Wieder machte Wyland eine Pause. Bull hatte unwillkürlich den Atem angehalten. Er warf Palmer einen schnellen Blick zu und stellte fest, daß er Wyland nicht aus den Augen ließ.

„Aus den schalen, oberflächlichen Gefühlen der Touristen kristallisierte sich plötzlich eine starke Emotion heraus, die bald darauf alles andere überlagerte. Es war der Wunsch, zu sterben. Ich wollte das nicht wahrhaben und rannte davon. Aber ich konnte nicht entrinnen, ich kam der Quelle des Todesverlangens immer näher. Ich empfing die Pein der gequälten Kreatur, und ich fühlte ihren Schmerz selbst. Und ich... ich hatte Mitleid. Dann sah ich das Wesen vor mir - ich konnte nicht anders, ich mußte es erlösen. Ich... tötete es.“

Stille trat ein, als Wyland geendet hatte.

Das ist *es also*, dachte Bull. Obwohl er wußte, daß Wyland nur geschauspielert hatte, stieg

seine Achtung vor ihm. Was anfangs wie eine plumpe Lüge ausgesehen hatte, entpuppte sich nun als raffiniertes Täuschungsmanöver. Aber trotzdem konnte Bull nicht glauben, daß Wylands Vermutung stimmte.

Wyland nahm an, daß nicht der Androide der Mörder sei, sondern Buru-Slim! Das wollte er Bull zu verstehen geben, ohne daß Palmer es merkte. Weiter wollte Wyland Buru-Slim schützen, deshalb bezeichnete er sich selbst als Empathen und nahm den Mord auf sich.

Bulls Gedanken arbeiteten fieberhaft. Er konnte ganz einfach nicht glauben, daß Buru-Slim den *Nonontol* auf Morotai getötet hatte. Andererseits aber gab er selbst zu, in der Nähe der Umkleidekabinen gewesen zu sein. Wylands Theorie hatte Hand und Fuß.

Bull sah die Szene förmlich vor sich.

*... Buru-Slim entdeckt Michael vor sich. Aber er erkennt, daß es sich nur um einen Doppelgänger handelt, denn er empfängt gänzlich fremde Gefühle. Er spürt das Todesverlangen, das von dem Wesen ausgeht. Er kann sich nicht dagegen wehren. Er leidet mit diesem Wesen, er will helfen...*

Aber Bull konnte ganz einfach nicht glauben, daß Slim tatsächlich dem *Nonontol* „geholfen“ hatte. Warum sollte es nicht der Androide getan haben?

„Sehen Sie nun ein, daß ich hier helfen muß, Sir?“ sagte Wyland in die Stille hinein. „Ich kann nicht anders. Die Emotionen der *Nonontol* stürmen auf mich ein, ich spüre die Qual, die ihnen das Leben bereitet. Deshalb muß ich bei ihnen bleiben - es ist, als sei ich für diese Aufgabe geboren.“

„Ich verstehe, Wyland“, erwiderte Bull; und jetzt waren ihm tatsächlich alle Zusammenhänge klar. Denn es war egal, ob Buru-Slim den *Nonontol* aus Mitleid getötet hatte, oder ob es der Androide gewesen war. Wenn Palmer erfuhr, daß Buru-Slim ein Empath war, dann würde er ihn nicht mehr freigegeben. Ein Empath konnte als einziger die *Nonontol* verstehen, kein anderer Mensch konnte ihnen die Hilfe leisten, die sie erwarteten.

Palmer näherte sich Chester Wyland zögernd und wenn man ihm eine Regung unterschieben wollte - ehrfürchtig.

„Töten Sie mich, bitte“, verlangte er.

Diesen Augenblick hatte Reginald Bull befürchtet. Jetzt mußte Wyland zeigen, welche Opfer er für Buru-Slims Schutz bringen wollte.

## 12.

Chester Wyland betrachtete Palmer mitfühlend.

„Die Atmosphäre ist mit dem Todesverlangen eines ganzen Volkes geschwängert“, sagte er. „Ich bin bereit, die Erlösung zu bringen. Aber...“ Er unterbrach sich, und sein Gesicht nahm einen verzweifelten Ausdruck an. „Ich weiß nicht, wo ich mit meiner Aufgabe beginnen soll. Von allen Seiten dringt der einhellige Wunsch nach dem Tode auf mich ein. Ich will helfen, aber wohin soll ich mich zuerst wenden?“

Er preßte die Hände an die Schläfen, sein Gesicht verzerrte sich. Er hatte die Rolle des Empathen bis ins kleinste Detail übernommen. Psycho-Boy war ihm darin behilflich; durch Reizung entsprechender Nervenzentren simulierte er für Wyland den Empfang von fremden Emotionen.

*Der Tod ist die Erlösung von den Qualen des Lebens!*

Es war für Wyland kaum zu ertragen. Sein Entschluß, Buru-Slim vor diesem Schicksal zu bewahren, wurde nur noch stärker.

Chester Wyland spürte die aufkommende Übelkeit. Ein Schwindel erfaßte ihn, er meinte zu schweben. Wie aus weiter Ferne hörte er Psycho-Boy aus seinem Munde sprechen: „Ches hat jetzt genug gelitten, ich werde die fremden Emotionen kompensieren. Er ist nahe daran,

wahnsinnig zu werden.“

Die Schleier vor Wylands Augen verschwanden. Sein Atem wurde ruhiger. *Wie nahe ich dem Wahnsinn gewesen bin*, dachte er. Buru-Slim würde es nicht anders ergehen, wenn er noch lange diesen schrecklichen Emotionsstürmen ausgeliefert wäre.

Nachdem sich Wyland wieder einigermaßen in der Gewalt hatte, sagte er zu Palmer: „Ich kann Ihrem Volke helfen, ich bin der einzige Mensch, der es kann. Deshalb werden Sie auch die Kinder, Dr. Sarlaya und Reginald Bull zu ihrer Zivilisation zurückkehren lassen.“

„Das wird geschehen“, sagte Palmer und fiel tot um.

Augenblicklich materialisierte ein anderer *Nonontol*, der ein genaues Ebenbild Palmers war und genau den gleichen Straßenanzug trug.

„Ich bin Palmer 4333“, stellte er sich mit unpersönlicher Stimme vor. „Ich besitze sämtliche Informationen, die mein Vorgänger besaß.“

„Ist er tatsächlich tot?“ erkundigte sich Wyland.

„Ja“, antwortete Palmer 4333. „Er ist der erste Beweis Ihres giftigen Atems.“

Wyland sagte nichts darauf. Äußerlich zeigte er überhaupt keine Regung, aber in seinem robotischen Kugelkörper arbeitete Psycho-Boys Positronengehirn auf Hochtouren.

„Es ist eine Schande“, sagte Bull bitter, „daß ein Volk wie dieses seinen Selbsterhaltungstrieb verloren hat. Allein ihre natürlichen Fähigkeiten sind unglaublich, und wer weiß, welche Talente sie außer der Zellmodulation noch besitzen. Und ihre Technik erst! Es ist das größte Verhängnis des Universums, daß dieses Volk seinen Untergang anstrebt.“

Wyland blickte Bull ruhig an. „Sie können daran nichts ändern, Sir. Sie können den *Nonontol* in keiner Weise helfen. Kehren Sie also zu den Kindern und Dr. Sarlaya zurück.“

„Verdammt!“ schrie Bull plötzlich außer sich vor Wut, weil er ohnmächtig zusehen mußte, wie ein Ezialist die Geschicke einer ganzen Rasse in die Hand nahm. „Und Sie bleiben natürlich hier?“

„Es scheint“, meinte Wyland ungerührt, „als sei ich dazu geboren, den *Nonontol* zu helfen.“

„Daran werde ich Sie zu hindern wissen!“

Palmer hatte diesem Wortwechsel unbeteiligt zugehört, jetzt fragte er: „Bedürfen Sie noch meiner?“

Wyland verstand natürlich sofort, worauf es der *Nonontol* abgesehen hatte.

„Ja, ich brauche Sie noch“, sagte er. „Sie müssen mich in die Hauptzentrale des Raumschiffes bringen, damit ich mit den Verantwortlichen Ihres Volkes sprechen kann. Oder gibt es niemand, der die Geschicke Ihrer Rasse lenkt?“

„Doch“, antwortete Palmer. „Ich werde Sie hinbringen.“

„Mich auch“, sagte Bull schnell.

„Meinetwegen“, stimmte Wyland zu. Er hatte kaum ausgesprochen, als sich ihre Umgebung bereits verändert hatte. Sie befanden sich nicht mehr an der Kreuzung, wo die Röhren zusammengelaufen waren, sondern in einem ovalen Raum. Wyland nahm sofort an, daß sie sich im Herzen des gigantischen Raumschiffes befanden - im Kommandostand, oder wie die *Nonontol* die Hauptzentrale ihres Raumschiffes sonst nennen mochten.

„Sieht beinahe wie die Hauptzentrale eines terranischen Schiffes aus“, bemerkte Bull.

„Sie dürfen nicht vergessen“, entgegnete Wyland, „daß die *Nonontol* die technische Einrichtung nach unserem Geschmack verändert haben.“

„Danke für den Hinweis.“

„Keine Ursache.“

Als sich Wyland suchend umsah, stellte er fest, daß ihnen Palmer 4333 nicht hierher gefolgt war. Er entdeckte überhaupt kein Lebewesen. Der Kommandostand schien leer und verlassen. Eine lastende Stille herrschte. Plötzlich entdeckte Wyland eine Bewegung an einem Schaltpult. Ein Kontrollstuhl stand davor, dessen Lehne ihnen zugekehrt war. Der Stuhl drehte sich langsam, bis die Vorderseite sichtbar wurde. Ein *Nonontol* saß darin. Auf den ersten Blick sah er aus wie Palmer, aber bei eingehenderer Betrachtung fiel auf, daß er mehr



Persönlichkeit ausstrahlte.

„Sie sind also der *Giftatmer*, auf den wir so lange gewartet hatten“, sagte der *Nonontol*. „Es wurde Zeit, daß wir Sie gefunden haben. Jetzt hat das Leid ein Ende.“

Wyland verschlug es vor Überraschung die Sprache. Er blickte kurz zu Reginald Bull und erkannte, daß es dem Chef der Explorerflotte nicht anders erging. Der *Nonontol*, der ihnen gegenüber saß, sprach mit einer melodischen Stimme, die jedes Wort betonte.

„Sind Sie der Kapitän des Schiffes?“ erkundigte sich Wyland. Er glaubte, zu leise gesprochen zu haben, deshalb wiederholte er seine Frage. „Sind Sie der Kapitän des Schiffes?“

Wortlos erhob sich der *Nonontol* aus seinem Sitz, fuhr spielerisch über die Tastatur des Schaltpultes. „Ja“, sagte er. „Sinngemäß in Ihre Sprache übertragen, kann man meine Position mit der eines Kapitäns gleichsetzen. Aber Sie wissen ja, daß wir eine andere Kultur besitzen, deshalb kann der Begriff ‚Kapitän‘ nicht ganz zutreffend sein. In dieser besonderen Situationen der wir uns befinden, bin ich mehr als das.“

„Ich weiß“, sagte Wyland. „Sie wurden durch besondere Umstände in diese Führerrolle gezwungen.“

Der *Nonontol* sah ihn mit einem seltsamen Blick an - es war eine Mischung aus Bewunderung und Überraschung. „Woher wissen Sie das?“ fragte er.

„Logische Überlegungen haben mich darauf gebracht“, antwortete Wyland.

„Sie sprechen und denken sinnvoller als andere Menschen“, meinte der *Nonontol* anerkennend. „Sind Sie überhaupt ein Mensch?“

„Ja - zum Teil“, antwortete Wyland. „Ich bin mit einer Maschine eine Symbiose eingegangen, dadurch habe ich mich von meinen geistigen Fesseln befreit. Mein Denken ist freier geworden. Dürfen wir uns Ihnen nähern?“

Der *Nonontol* breitete die Arme aus. „Kommen Sie nur und bringen Sie mir den Tod.“

Wyland blickte Bull lächelnd an und fragte: „Wollen Sie mir folgen, Sir? Sie können einen Ezialisten in Aktion sehen.“

Reginald Bull knurrte: „O. K. - obwohl mir nicht zum Lachen zumute ist.“

„Sie sehen die Dinge immer noch mit falschen Augen“, entgegnete Wyland. „Aber Sie haben natürlich recht, die Lage ist sehr ernst. Zumindest für die *Nonontol*. Aber auch wir haben eine große Verantwortung zu tragen. Von uns - besonders natürlich von mir - hängt das Schicksal dieser Rasse ab.“

„Das ist es ja gerade, was mich erschüttert“, knirschte Bull. „Sie sind seltsamerweise die Schlüsselfigur.“

„Er ist der *Giftatmer*“, sagte der *Nonontol*. Er sah Wyland erwartungsvoll entgegen.

Chester Wyland bewegte sich langsam vorwärts, während er sprach. Er hatte Psycho-Boy beauftragt, sich alle Einzelheiten des Kommandostandes einzuprägen, und um für seinen robotischen Symbionten Zeit zu gewinnen, ging er besonders langsam. Vielleicht war es nötig, daß er das Kommando über das Schiff der *Nonontol* übernahm. Es lag im Bereich des Möglichen, daß der Kapitän starb, dann wäre das Raumschiff führerlos.

*Und auch, die Nonontol wären führerlos!* signalisierte Psycho-Boy. *Du mußt durch geschickte Fragen alles über ihre Vergangenheit in Erfahrung bringen. Ich werde dir die entsprechenden Fragen immer rechtzeitig in den Mund legen, während ich die Antworten auswerte.*

Inzwischen waren nur wenige Sekunden vergangen. Wyland und Bull hatten sich dem *Nonontol* bis auf wenige Schritte genähert.

„Sie sind der *Giftatmer*“, wiederholte der *Nonontol*.

„Das stimmt nicht“, sagte Wyland schlicht. „Richtig ist, daß ich einer von vielen *Giftatmern* bin. Kapitän, wie viele Leute haben Sie ausgeschickt, um unter den Menschen einen Ersatz für einen *Giftatmer* zu suchen?“

„Fünftausend“, antwortete der *Nonontol*.

„Haben Sie Unterlagen über ihre Mission?“ fragte Wyland.

„Ja, Bildaufzeichnungen beweisen, daß fast alle fünftausend gescheitert sind. Nur ein einziger hatte Erfolg. Durch ihn kamen wir an Sie.“

Wyland begann zu schwitzen. Wenn die *Nonontol* tatsächlich einen Film über den Mord auf der Insel Morotai besaßen, dann mußten die Bilder beweisen, daß nicht er der Mörder war, sondern der Androide oder Buru-Slim!

Psycho-Boy beeinflusste sein Nervensystem.

*Nur keine Panik*, beruhigte er Wyland. *Die logische Schlußfolgerung ergibt, daß der Kapitän nicht den Mörder für den Tod des Nonontol verantwortlich macht. Sondern er ist der Meinung, daß du ihn vorher durch deinen giftigen Atem getötet hast. Er glaubt deiner Erzählung, zumal in deiner Nähe schon zwei Nonontol an Bord dieses Schiffes gestorben sind.*

„Können wir den betreffenden Film sehen?“ fragte Bull.

Wyland sagte hastig: „Das ist nicht nötig.“

Ihre Blicke kreuzten sich. Der *Nonontol* hatte bereits einen Knopf gedrückt, gleich darauf, wurde eine Mikrokapsel aus dem Pult ausgeworfen. Bevor sich Wyland versah, war Bull hingestürzt und hatte die Mikrokapsel an sich genommen.

„Das ist der Beweis“, sagte er zu Wyland triumphierend. „Ich muß wissen, wer es getan hat.“

„Und wenn es Buru-Slim war?“ fragte Wyland. „Werden Sie ihn dann zur Rechenschaft ziehen? Werden Sie ihn als Mörder anklagen?“

Bull wurde verlegen. „Nein“, sagte er. „Aber ich muß mir dennoch Gewißheit verschaffen.“

„Aber vergessen Sie eines nicht“, riet ihm Wyland. „Falls es Buru-Slim war, dann hat er es aus echtem Mitleid getan.“

„Daran denke ich bestimmt“, versicherte Bull.

Wyland wandte sich an den *Nonontol*. „Verzeihen Sie, Kapitän“, entschuldigte er sich. „Wir sind vom eigentlichen Thema abgekommen.“

„Vom Thema?“ Der *Nonontol* lächelte. Er machte eine Handbewegung. „Der Tod ist hier überall, nur das zählt! Was brauchen wir noch darüber zu sprechen? Der Tod spricht für sich. Das Nichts wird uns bald umfassen - das Absolute.“

„Glauben Sie auch daran?“ fragte Chester Wyland. „Glauben Sie auch wirklich an die Todesphilosophie?“

Der *Nonontol* sah ihn überrascht an, seine Gesichtsmuskeln zuckten, sein Kinn machte mahlende Bewegungen. Dann bewegte er den Mund lautlos. Plötzlich wurde sein Blick entrückt, seine Lippen verzogen sich zu einem Grinsen - er lachte. Er lachte laut und schallend, und dabei wurde sein magerer Körper geschüttelt.

Wyland sprang zu ihm und rüttelte ihn an der Schulter.

„Hören Sie damit auf!“ schrie er.

Der *Nonontol* wurde abrupt ernst. „Lassen Sie mich los“, zischte er. „Berühren Sie mich nie mehr wieder, Sie, Sie Wilder!“

Wyland lockerte seinen Griff, aber nur deshalb, weil es ihm Psycho-Boy riet.

*Einen Augenblick lasse ich dich ohne Kontrolle*, meldete sich sein robotischer Symbiont, und *schon begehst du eine Dummheit. Hast du denn nicht erkannt, daß dieser Nonontol krank ist? Was er auch immer getan hat, er kann nicht verurteilt werden. Kein Gesetz des Universums kann ihn schuldig sprechen, denn er ist geistesgestört.*

„Hüten Sie sich“, sagte der *Nonontol*. „Ich könnte mich Ihnen in meiner wahren Gestalt zeigen, und das würde Sie zu Tode erschrecken.“

„Ich bin der Tod“, sagte Wyland.

„Dann töten Sie mich!“ bat der *Nonontol*. „Erlösen Sie mich.“

„Vielleicht später“, sagte Wyland und mußte schlucken. „Jetzt müssen Sie mir helfen. Wenn ich die Position des *Giftatmers* einnehmen soll, dann müssen Sie mich über die Vergangenheit Ihres Volkes informieren. Ich muß erfahren, durch welche Erkenntnisse Sie zu der Todesphilosophie gekommen sind.“

Der *Nonontol* schien ihm nicht zugehört zu haben. Er rannte das Schaltpult entlang und ließ eine Reihe von Hebeln einrasten.

„Da, da“, rief er und deutete auf die aufflammenden Bildschirme, die die verschiedenen Sektionen des Raumschiffes zeigten. „Alle sterben, reihenweise werden meine Rassegefährten von Ihrem giftigen Atem dahingerafft. Warum erlösen Sie mich nicht?“

„Wir müssen etwas dagegen unternehmen“, knurrte Bull.

„Keine Bange“, preßte Wyland durch die Lippen, „das wird bald geschehen.“ Zu dem *Nonontol* sagte er lauter und mit ruhiger, mühsam beherrschter Stimme: „Kapitän, Sie müssen mir helfen, die Todesphilosophie besser zu verstehen.“

„Sie empfangen unsere Gefühle“, sagte der *Nonontol*, „sie müssen Ihnen genügen.“

„Nein“, entgegnete Wyland, „der Schlüssel zur Todesphilosophie liegt in der Vergangenheit Ihres Volkes.“

„Die Vergangenheit“, seufzte der *Nonontol*. „Die Vergangenheit ist grau, sie liegt unendlich weit zurück. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, und das ist gut so. Irgendwann einmal haben wir bestimmt ebenso am Leben gehangen wie ihr Menschen. Die Zeit der Verblendung ist vorbei - das ist gut so, ja, es ist gut.“

„Kapitän“, sagte Wyland eindringlich, „alle raumfahrenden Rassen, die ich kenne, haben ein Logbuch an Bord ihrer Schiffe. Haben Sie keines geführt?“

Der *Nonontol* sah ihn überlegend an. „Ein Logbuch? Ja, natürlich habe ich ein Logbuch geführt. Ich habe alle meine Gedanken über die Todesphilosophie darin festgehalten. Meine Aufzeichnungen ergeben ein abgerundetes Bild vom Absoluten. Ich nenne sie *Das Buch vom Nichts*.“

„Ich möchte das Logbuch gerne sehen.“

„Sie können es nicht lesen.“

„Kapitän, Sie haben doch bestimmt eine Übersetzungsmaschine“, meinte Wyland tadelnd.

„Ihr Volk hat Interkosmo gelernt, also wird es ein leichtes sein, Ihre Aufzeichnungen zu übersetzen.“

„Es ist nicht gut, die Vergangenheit aufleben zu lassen“, sagte der *Nonontol*. „Es ist nicht gut. Aber ich gebe nach, Sie sollen Ihren Willen haben. Sie sind der *Giftatmer*, Sie werden meine Nachfolge antreten.“

Der *Nonontol* gab Wyland und Bull ein Gestell, das wie eine Brille aussah. Er wies ihnen zwei Stühle vor einem Pult mit einem trapezförmigen Bildschirm zu und befahl ihnen, die Lesebrille aufzusetzen. Wyland bemerkte noch, wie der Kapitän des *Nonontol*-Schiffes einige Schaltungen vornahm, dann wurde er von den Schriftzeichen abgelenkt, die über den Bildschirm huschten. Die Schrift war klein, dementsprechend viele Zeilen erschienen gleichzeitig, und obwohl jede Logbuchseite nur sekundenlang zu sehen war, hatte Wyland, selbst ohne Psycho-Boys Hilfe, keine Mühe, mit dem Lesen nachzukommen. Er nahm an, daß die Lesebrille nicht nur die fremde Sprache in Interkosmo übertrug, sondern auch die Auffassungsgabe des Lesenden auf hypnotischem Wege beschleunigte...

Wyland konzentrierte sich auf den Inhalt des Logbuches. Die erste Eintragung war an dem Tag gemacht worden, als das *Nonontol*-Schiff von der *Welt der harten Säure* startete. Er konnte sich nichts darunter vorstellen. Aber er grübelte auch nicht weiter darüber nach, denn er stieß noch öfter auf Bezeichnungen, die zu fremd waren, um auf Anhieb begriffen werden zu können.

\*

Nun lassen wir den Planeten aus harter Säure hinter uns. Es ist gut, wieder von den Ketten der Gravitation befreit zu sein, die Fesseln einer Welt abzustreifen. Viele Generationen lang waren wir ohne Freiheit, es war ein bitteres Los. Ein Nomade gehört nirgends hin, er wandert und wandert und stillt sein Fernweh durch kurze Rast - mal hier, mal dort. Er nennt nur sich

selbst sein Eigen. Das Nichts ist seine Heimat...

Danach folgten seitenlange philosophische Betrachtungen über die Nomaden. Dabei kam für Bull und Wyland nur eine einzige interessante Tatsache zutage, nämlich, daß die *Nonontol* in zwei Gruppen aufgesplittet waren : In Nomaden und Seßhafte.

... Waren auf *Kalte Luft*. Nichts da. Kein Tausch, keine Freuden, nur Verluste. Zwei der Kinder blieben bei der kalten Luft. Wir wollen nicht mehr bleiben, sehnen uns ins Nichts zurück. Wir brauchen den Hyperraum. Danach werden wir *Weisheit* anstreben... Das Nichts hielt uns nicht lange in seinem Bann. Wir machen uns bereit und streben *Weisheit* an. Was ist mit uns los? Hat uns *das Wort von der sanften Strahlung* in seinen Bahn gezogen?...

Es ging nicht ganz klar daraus hervor, was mit „dem Wort der sanften Strahlung“ gemeint war. Aber Wyland nahm an, daß es sich um ein verlockendes Gerücht handelte. Um eine Art Stein der Weisen, den die Nomaden zu finden hofften.

... Wir befinden uns auf *Weisheit*. Was für eine Welt! Aber lange werden wir es auch hier nicht aushalten. *Weisheit* ist die Krönung von allem, was je aus Sternen geboren ward. Hier gibt es so viel Ruhe wie im Nichts, Trubel wie auf Marktplaneten und so viele Gesichter, wie der Urkern des Universums nur zu erschaffen imstande war. Und wieder stoßen wir auf das Wort *von der sanften Strahlung*. Die Weisen von *Weisheit* verleugnen es nicht... Wir tauschen unser Raumschiff gegen ein größeres Heim... Nichts hält uns mehr auf *Weisheit*; zu viele verschiedene Gesichter, Gestank, Trubel, Unmoral. Wir brauchen die Stille des Nichts, die Einsamkeit mit uns selbst. Wir nehmen von *Weisheit* viele technische Einrichtungen mit, müssen aber fast tausend Kindern den Willen lassen - sie wollen bleiben. Das Heim ist für uns nun fast zu groß, *Weisheit* hatte diesmal eine erstaunlich hohe Sterbequote...

... *Heißer Atem, Brodem, Eisball, Ödes, Stille Hölle* - wir waren dort und sind wieder gegangen. Blieben immer nur für ganz kurz, reine Stippvisiten; auf keiner Welt wurden mehr als zehn Kinder geteilt. Dagegen teilen wir in den dazwischenliegenden Aufenthalten im Nichts manchmal gut bis tausend Kinder. Unsere Gemeinschaft wächst, denn der Hyperraum hat eine niedere Sterbequote...

... Wir entkommen ihm nicht, *dem Wort von der sanften Strahlung*. Es folgt uns überallhin. Wie viele Gesichter haben uns davon bereits erzählt? In unserem Heim glauben viele daran; auf *Weisheit* glaubt man auch daran, also brauchen wir uns dem Wort nicht zu verschließen, sagen sie. Und wie ist es mit mir? Warum zaudere ich? Weil ich dem Wort mißtraue?

Nein, es ist nicht so. Ich fürchte mich vor *dem Wort von der sanften Strahlung*, weil ich daran glaube! Ich glaube fest, daß es die sanfte Strahlung gibt, und wir könnten sie auch finden, aber ich möchte nicht. Gehören wir nicht ins Nichts? Alle wissen wir es. Der Hyperraum ist unsere Heimat. Aber die Leere des Hyperraums kann nur die Vorstufe zum absoluten Nichts sein. Der Tod wäre das Absolute. Ich folgere: Wir müssen eher den Tod anstreben, nicht das Leben, oder gar die Unsterblichkeit durch die sanfte Strahlung. Und trotzdem, ich wage mich meinem Volk nicht mitzuteilen. Sie leihen mir kein Ohr, wenn ich vom Tod spreche - sie wollen leben, ewig leben...

... Also suchen wir den Ort mit der sanften Strahlung. Hoffentlich erlebe ich diesen Augenblick nicht mehr. Ich habe Angst...

... Sind wir am Ziel? Gäbe ich etwas auf meine Angstgefühle die den Höhepunkt des Erträglichen fast überschritten haben, dann müßten wir den Ort mit der sanften Strahlung erreicht haben. Ich erkenne die aufsteigende Hysterie in mir. Hoffentlich merkt mein Volk es nicht... Wenn die Instrumente nicht lügen - und das haben sie noch nie getan -, dann nähern wir uns einem Ort stürmischer Strahlenschauer. Sanft? keine Idee!... Die Sterbequote ist niedrig wie nie. Geburtsquote wie je. Unser Heim ist überbelegt. Kein Planet in Sicht, wo wir die flüggen Kinder absetzen könnten...

STERBEQUOTE IST NULL!

... Unsterblichkeit. Jetzt erkennen wir erst, wie kurz unser Leben war - geboren zum Sterben. Aber ein Leben ohne Tod, wohin führt das? Stimmen aus meinem Volk schlagen vor:

Anderen Galaxien zustreben; Das Universum ist voll mit Leben; Gedankenaustausch mit fremden Völkern. Die Unsterblichkeit erlaubt es, daß wir eine Ewigkeit im Nichts zubringen können. Aber wenn mein Volk vom Nichts spricht, meint es den Hyperraum. Das Absolute aber ist der Tod, er ist für uns unwiederbringlich.

Wir leben ewig, und werden ewiglich Kinder teilen..... Welch ein Abgrund trennt uns von unseren Planeten. Wir könnten zurück, aber bevor wir noch *Hoffnungsschimmer* erreicht hätten, wäre unsere Zahl ins Unermeßliche gestiegen. Wir können nicht mehr sterben, die stürmische Strahlung hat das Gift unserer Atmosphäre eliminiert. Unser Heim ist vollkommen keimfrei, wir sind dadurch unsterblich, aber wir teilen immer noch Kinder. Dagegen können wir nichts tun...

... Es gibt keine Rückkehr in unsere Galaxis. Wir müssen einen Planeten finden, wo die vielen Kinder abgesetzt werden können. Wir müssen die Zone der stürmischen Strahlung verlassen - vielleicht kehrt dann das Gift wieder in unsere Atmosphäre zurück... Mein Volk steht jetzt geschlossen hinter mir, alle haben erkannt, welchen Fluch die Unsterblichkeit für uns bedeutet...

... Ich muß die Konsequenzen ziehen. Ich darf mein Volk nicht befragen, sie würden vor einem Entschluß so lange zögern, bis es zu spät wäre. Ich nehme die Verantwortung auf mich und handle, ohne mein Volk von meinen Maßnahmen in Kenntnis zu setzen. Die Macht ist in meinen Händen... Ich darf nicht schwach werden! Nur nicht zaudern - handeln, bevor mich die Hysterie übermannt. Bevor mich die Verantwortung in die Knie zwingt.

Folgende Ideen verwirkliche ich jetzt: Ich werde alle Mitglieder meines Volkes einer Gedankenwäsche unterziehen. Wenn sie reinen, unschuldigen Geistes sind, bar jeder Erinnerungen, gebe ich ihnen eine neue Lebensanschauung. Viele von ihnen werden - da sie unsterblich sind - ihr Leben auf *unnatürliche* Weise lassen müssen. Deshalb müssen sie die *Todesphilosophie* annehmen. Vielleicht aber braucht es nicht so weit zu kommen, denn unser Heim besitzt eine besondere Einrichtung. Durch Ausnutzung der Kräfteverschiebung in der Zeitenenergie und der Raumstruktur, können wir in Null-Zeit jede Entfernung überbrücken. So gesehen, sind wir nur einen Gedanken von unserer Galaxis entfernt es kommt nur darauf an, daß die Kräfteverschiebung von Raum und Zeit richtig ausgenützt wird. Es ist nichts weiter, als ein „Springen“ gegen die Eigendrehung des Universums. Aber es gibt Unsicherheitsfaktoren. Es kann uns gelingen, unsere Galaxis in Null-Zeit zu erreichen, aber es besteht auch die Möglichkeit, daß wir in unbekannte Fernen des Universums geschleudert werden dorthin, wo es ebenfalls die stürmische Strahlung der Unsterblichkeit gibt. Deshalb muß ich meinem Volk die *Todesphilosophie* geben. Wenn es keine andere Möglichkeit zu sterben gibt, dann sollen sie wenigstens die Hoffnung auf einen unnatürlichen Tod haben...

... Das Experiment war ein Fehlschlag. Nein, nicht die *Todesphilosophie*. Aber es kann gut sein, daß wir in der Fremde gelandet sind. Alles Leben ist hier sterblich. Es gibt Totschlag in jeder Form: im Handgemenge und in Massenschlachten. Hier werden wir einen Ersatz für den giftigen Atem finden. Wir brauchen einen *Giftatmer*.

... In unserem Heim hat sich die *Todesphilosophie* durchgesetzt. Mein Volk sehnt sich nach dem *Giftatmer*. Die flüggen Kinder werden dazu erzogen... Wir (als Rasse) haben es schon vor langer Zeit gelernt, fremde Gesichter zu imitieren. Fünftausend aus meinem Volk sollen ausschwärmen und in dieser Galaxis nach einem *Giftatmer* suchen...

Es quält mich, daß das Sterben in dieser Sterneninsel so groß ist. Es gibt hier zwar keine *Giftatmer*, aber der Tod kommt in tausend anderen Gesichtern... Die Erinnerung an den *Giftatmer* ist nicht groß - wie heißt es da im Buch der *Todesphilosophie*? ER KAM STILL, ATMETE SANFT; UND WO SEIN HAUCH HIN WEHTE, DA FIELEN SIE REIHUM! So steht es geschrieben, ich weiß es, ohne es je gelesen zu haben. Ich weiß es. Ich erinnere mich, es war so. Aber genaues sagt mir die Erinnerung über den *Giftatmer* nicht. Er kam und brachte den Tod mit sich.

Wir brauchen einen Ersatz für ihn.

### 13.

Reginald Bull nahm die Lesebrille ab und schleuderte sie von sich. Er sprang aus dem Sessel und funkelte den Kapitän des Nonontol-Schiffes an.

„Sagen Sie bitte nichts, was die Sache nur verschlimmern würde, Sir“, sagte Chester Wyland, der sitzengeblieben war.

„Es gibt überhaupt nichts mehr zu sagen“, sprach der *Nonontol*. „Sie müssen handeln.“

„Wir haben tatsächlich schon zu lange gewartet“, stimmte Bull zu. „Wir müssen diesen Wahnsinnigen, der sein Volk an den Rand des Abgrundes gebracht hat, in Gewahrsam nehmen. Die Xenowissenschaftler des Solaren Imperiums werden die *Nonontol* in ihre Obhut nehmen.“

„Wir müssen behutsamer vorgehen, Sir“, mahnte Chester Wyland. Er erhob sich und trat vor den *Nonontol*. „Wie hoch ist die Sterbequote in diesem Augenblick auf Ihrem Schiff?“ fragte er ihn.

Die Augen des Nonontol-Kapitäns wurden groß, ein seltsames Glitzern kam in seinen Blick.

„Die Sterbequote ist hoch. Sie ist bereits zehnmal so groß wie die Geburtenziffer, und sie ist ständig im Steigen begriffen. Das ist Ihr Verdienst - *Giftatmer*. Sie bringen die Erlösung!“

„Die Sterberate wird niedriger werden, bis sich die Todesfälle mit den Geburten die Waage halten“, sagte Chester Wyland.

„Wieso wollen Sie das tun?“ jammerte der *Nonontol*. „Warum wollen Sie uns strafen?“ „Ich habe damit nichts zu tun“, erklärte Wyland. „Das ist nicht wahr“, beharrte der *Nonontol*.

„Doch“, mischte sich Reginald Bull ein. „Sie befinden sich hier in einem Teil des Universums, der dieselben Bedingungen aufweist, wie Ihre Heimatgalaxis. Die *stürmische Strahlung*, von der Sie in Ihrem Logbuch sprachen, hat hier ihre Wirkung verloren! Ihr Volk ist sterblich, und es ist zum Untergang verdammt, wenn Sie es nicht von dem Wahn der Todesphilosophie befreien.“

Der *Nonontol* sah ihn einen Augenblick verwirrt an, dann lachte er. „Stürmische Strahlung? Mein Volk sterblich? Die Todesphilosophie ein Wahn? Das wollen Sie in meinem Logbuch gelesen haben? Ja, wir sind unsterblich, denn wir haben unseren *Giftatmer* verloren. Wir sind zum Leben verdammt. Ja, verdammt zur Unsterblichkeit. Alles andere ist Lüge.“

Bull atmete schwer. Es war zwecklos, dem Kapitän des Nonontol-Schiffes mit Vernunft beikommen zu wollen.

Er ließ sich nicht einmal durch Gegenbeweise von seiner Todesphilosophie abbringen. Er war davon besessen. In seinem manischdepressiven Irrsinn hatte er sein Volk mit diesem Mythos umgeben. Ursprünglich wollte er es dadurch nur in einer besonders schweren Stunde schützen, es durch Verschleierung der Wahrheit vor dem geistigen Zusammenbruch bewahren. Aber die Todesphilosophie war für ihn zu einer Manie geworden.

Mit dem Volk verhielt es sich anders. Die *Nonontol* waren durch Gehirnwäsche zur Todesphilosophie gezwungen worden. Aber das hatte ihren Lebenswillen und ihren Selbsterhaltungstrieb nicht ganz abtöten können. Bei den Kleinkindern zeigte sich der ungebrochene Lebenswille besonders stark. Es waren Wesen mit ganz natürlichen Anlagen, die jedoch nicht zum Durchbruch kamen, weil bei der ersten Entwicklung einer individuellen Persönlichkeit kompromißlos durchgegriffen wurde.

Die *Nonontol* waren nicht einmal unsterblich. Das waren sie nur solange gewesen, wie sie der *stürmischen Strahlung* ausgesetzt gewesen waren - welcher Art auch immer diese Strahlung sein mochte. Jetzt waren sie sterblich. Nur konnten sie das nicht erkennen. Sie waren durch die aufgezwungene Todesphilosophie verblendet und schrieben ihre Sterblichkeit dem tödlichen Hauch des *Giftatmers* zu.

Es würde eine schwere und langwierige Aufgabe sein, die *Nonontol* auf den rechten Weg der Entwicklung zurückzubringen. Aber es war eine Aufgabe, nicht zu schwer für die Menschheit.

„Bringen Sie Ihr Schiff aus dem Hyperraum“, forderte Bull, „damit sich unsere Wissenschaftler Ihres Volkes annehmen können.“

Chester Wyland schob ihn sanft zur Seite und baute sich vor dem *Nonontol* auf, der sich, einem in die Enge getriebenen Tier gleich, in die Ecke einer Schaltkonsole preßte.

„Sie sollen nicht verzweifeln“, sagte Wyland. Die Tentakel seines Robotkörpers vollführten beruhigende Bewegungen; Psycho-Boy soufflierte seinem Symbionten, was er zu sagen hatte.

„Verzweifeln Sie nicht“, fuhr Wyland fort. „Beruhigen Sie sich. Sie sind nicht dem Unverständnis dieses Menschen ausgeliefert, der Unmögliches von Ihnen verlangt. Ich bin hier. Ich bin der *Giftatmer*.“

Der *Nonontol* entspannte sich sichtlich. Fasziniert starrte er auf die wiegenden Bewegungen der Tentakel etwas wie Verzückung widerspiegelte sich auf seinem Gesicht. Aber plötzlich riß er sich von dem Anblick los, in seine Augen trat wieder der fanatische, gehetzte Ausdruck. Wyland behielt die Ruhe bei. „Überlassen Sie Ihr Volk meiner Leitung, es wird bei mir in guten Händen sein. Ich bin der *Giftatmer*.“

Bull verhielt sich abwartend im Hintergrund. Gespannt beobachtete er Wylands Bemühen, dem *Nonontol* seinen Willen aufzuzwingen. Bull mischte sich nicht ein, denn er hatte erkannt, daß Wyland die richtige Methode anwendete. Nur durch unumschränkte Beeinflussung konnte man den *Nonontol* daran hindern, sein Volk zugrunde zu richten.

„Vertrauen Sie sich mir an“, flüsterte Wyland eindringlich, während seine Tentakel weiterhin die einschläfernden Bewegungen vollführten. „Sie werden sich mir jetzt unterstellen. Sie hören auf mein Wort. Nur mein Wort gilt. Hören Sie nicht auf Ihre innere Stimme. Ich habe von nun an Gewalt über Sie. Ihr Leben liegt in meiner Hand.“

Der *Nonontol* senkte resigniert die Arme. „Verfügen Sie über mein Leben.“

„Ich heile Sie von allem“, sprach Wyland beschwörend weiter. „Übergeben Sie mir das Kommando über das Schiff. Stellen Sie die Lesemaschine so ein, daß sie mir sämtliche Informationen über das Raumschiff vermittelt. Gehen Sie hinüber zur Lesemaschine.“

Ein Zittern durchlief den Körper des *Nonontol*. Im nächsten Augenblick verschwand der fanatische Blick wieder aus seinen Augen. Mit einemmal strahlte er Ruhe und Zufriedenheit aus. Es war, als legte sich der Widerstreit seiner Gefühle, als falle der Irrsinn von ihm und mache einer seelischen Ausgeglichenheit Platz.

Er ging zu der Lesemaschine und nahm einige Schaltungen vor. Bull hielt den Atem an, als sich der *Nonontol* wieder zu ihnen drehte.

„Das Schiff gehorcht nun Ihrem Kommando“, sagte er. „Sie sind der *Giftatmer*...“

Er brach in sich zusammen und blieb tot am Boden liegen. „Damit hat die Todesphilosophie ihr Ende gefunden“, sagte Wyland. „Von nun an werden die *Nonontol* nicht mehr den Tod ersehnen, sondern um ihr Leben kämpfen müssen.“

Bull ging zu dem toten Kapitän der *Nonontol*, kniete neben ihm nieder und sagte: „Die Frage der Bestattung wird noch zu klären sein.“

„Das ist nur eine von den vielen Aufgaben, die zu bewältigen sind“, entgegnete Wyland.

Bull trat an ein Schaltpult und deutete darauf.

„Das ist jetzt Ihr Reich, Wyland“, sagte er. „Ihnen wurde das Kommando über das Schiff gegeben.“

Der lähmende Bann, der sich während der letzten Geschehnisse auf Bull gelegt hatte, fiel nun von ihm ab. Die alte Tatkraft ergriff wieder von ihm Besitz. Er drängte Wyland zur Lesemaschine und drückte ihn auf den Stuhl. Dann ließ er seinen Blick über die Schaltanlagen und die Reihe von Bildschirmen gleiten, und in seinen Augen blitzte es auf.

„Setzen Sie sich schnellstens mit der Steuerung des Raumschiffes auseinander, Wyland“, befahl er. „Für die Dauer des Fluges stelle ich Sie in den Dienst der Explorerflotte. Machen

Sie rasch, denn die Zeit drängt. Nachdem Sie sich mit der Steuerung vertraut gemacht haben, verlassen wir den Hyperraum und senden sofort einen Spruch an meine Flotte ab. Ich werde alle verfügbaren Kräfte anfordern, um den *Nonontol* zu einem Start in ein neues Leben zu verhelfen. Die Xenopsychologen werden viel Zeit aufwenden müssen, aber es wird sich lohnen... *Sehen Sie auf den Bildschirm, Wyland!*“

Es bedurfte dieser Aufforderung nicht. Einer der Bildschirme hatte Chester Wylands Aufmerksamkeit schon Sekundenbruchteile vorher in Anspruch genommen.

Darauf war ein Schemen von humanoider Gestalt zu sehen. Die Gestalt bewegte sich leichtfüßig und schnell wie ein beutewitterndes Raubtier, war aber viel gefährlicher als jede Bestie.

Scharfe Klängen blitzten in den ausgestreckten Armen. Es war der Androide. Vor der Tür, hinter der sich Dr. Sarlaya, Buru-Slim und Michael verbargen, blieb er stehen.

Aus Bulls Gesicht wich alles Blut, als er sah, wie der Androide die Tür eintrat.

\*

Michael schlug die Augen auf.

„Hast du gut geträumt?“ fragte Wilma Sarlaya. Sie stand am Bettende und lächelte ihm liebevoll zu.

Michael sah sie etwas benommen an, dann blickte er neben sich. Da lag Buru-Slim zusammengerollt wie eine Katze.

„Slim ist bei mir?“ fragte Michael verwundert. „Wo sind wir?“

„In der Kabine eines Raumschiffs“, antwortete Wilma Sarlaya zögernd. Dann wiederholte sie ihre Frage. „Hast du gut geträumt?“

„Nein“, sagte Michael. In seinem Kopf herrschte ein heilloses Durcheinander. Wahrscheinlich war das auf den Traum zurückzuführen, den er gehabt hatte. Er versuchte sich daran zu erinnern, was ihm aber nur schwer gelang.

Da war Palmer 3457, ein seltsamer Kauz mit einem Pferdegesicht, der sehr schlecht zu Kindern gewesen war. Und er hatte auch ihn selbst schlecht behandelt. Er hatte ihn zum Verräter an Andy werden lassen.

Andy.

„Kennen Sie einen Jungen namens Andy?“ erkundigte sich Michael bei Wilma Sarlaya. „Er ist nicht sehr hübsch, mit seinem langen Pferdegesicht.“

Wilma Sarlaya benahm sich seltsam, fand Michael. Sie schwieg eine Weile, biß sich auf die Lippen und sagte endlich: „Nein, so einen Jungen kenne ich nicht. Ist er in deinem Traum vorgekommen?“

„Ja.“ Michael blickte wieder auf Buru-Slim. „Wie ist Slim zu mir gekommen?“

„Mit Reginald Bull, deinem Patenonkel“, antwortete Wilma Sarlaya. „Slim ist sehr müde und schläft jetzt.“

„Er sieht aus wie tot“, murmelte Michael. Ein Schauer rieselte ihm über den Rücken.

Wilma Sarlaya blickte ihm sorgenvoll in die Augen. „Du mußt sehr schlecht geträumt haben, Mike.“

„Ja, das stimmt“, gestand Michael. Er wunderte sich, warum Dr. Sarlaya immerzu von seinem Traum sprach. Es hörte sich so an, als kenne sie seinen Traum. Was wohl mit Andy geschehen würde?

„Es war nur ein Traum“, redete ihm Wilma Sarlaya zu.

„Ja, es war nur ein Traum“, wiederholte Michael. Er lächelte. „Aber jetzt ist er ja zu Ende.“

„Gott sei Dank“, flüsterte Wilma Sarlaya.

Sie versperrte Michael den Blick auf die Tür, als sie aufflog. Etwas unklar sah er eine kleine Gestalt hereinstürmen. Einen Augenblick glaubte er, es handele sich um Myhra. Aber irgend etwas stimmte nicht dabei und zerstörte seine Vorstellung wieder. Als Wilma Sarlaya sich



nach der Ursache der Geräusche hinter sich umdrehte, sah es Michael metallisch blitzen. Wilma Sarlaya warf sich dem Blitzten schreiend entgegen.

Michael verstand überhaupt nichts mehr. Er richtete sich im Bett auf, um zu sehen, was um ihn vorging. Aber er konnte nicht alle Einzelheiten wahrnehmen. Auf einmal stand Onkel Bully im Raum, und Chester Wyland war auch da. Er stürzte sich auf die kleine Gestalt, die an Wilma Sarlaya vorbei wollte, und schlang seine metallenen Tentakel um sie.

Wilma Sarlaya kam torkelnd zu seinem Bett. Sie hielt sich die Seite und jammerte leise. Sie sah ihn mit einem erzwungenen Lächeln an und drückte ihn in das Kissen zurück.

„Leg dich wieder hin, Mike“, sagte sie. Ihr Gesicht war fast so weiß wie das Laken.

„Onkel Bully!“ rief Michael, als die untersetzte Gestalt seines Patenonkels neben ihm erschien.

„Er hat nur geträumt“, flüsterte ihm Wilma Sarlaya beschwörend zu. „Er hat alles nur geträumt.“

„Schon gut, Dr. Sarlaya“, beschwichtigte Onkel Bully sie. „Wyland hat den Androiden erledigt. Er soll sich jetzt um Ihre Verletzung kümmern.“

Chester Wyland kam heran, nahm Dr. Sarlaya am Arm und führte sie aus Michaels Sicht.

„Wie geht es dir, Michael?“ fragte Onkel Bully.

„Ganz gut“, sagte Michael. „Nur müde bin ich noch immer.“

„Das nimmt mich nicht wunder. Du hast viel durchgemacht.“

„Dann habe ich nicht geträumt?“ „Nein.“

„Aber Dr. Sarlaya sagt, ich habe alles nur geträumt. Warum lügt sie?“

„Sie meint es nur gut mit dir. Sie glaubt, die Wahrheit sei zu schrecklich für dich.“

„Und du wirst mich nicht belügen?“

„Nein. Ich bin der Ansicht, daß du alles erfahren sollst.

Es wäre viel schlimmer, wenn du hinterher Bruchstücke der Wahrheit erfährst und sie falsch verstehst.“

Michael erfuhr von Onkel Bully, daß Andy einer Rasse von Fremdwesen angehörte, die gänzlich andere Lebensgewohnheiten als die Menschen hatten. Aber er sagte auch, daß die *Nonontol* nur vorübergehend so gelebt hatten. Mit menschlicher Hilfe würden sie bald auf den rechten Weg zurückfinden. Andy mit seiner Lebenslust wäre dann kein Außenseiter seines Volkes mehr.

„Ich habe mir schon immer gewünscht, auf fremde Wesen zu stoßen“, sagte Michael. Er lächelte bedauernd. „Jetzt ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen, und ich habe die Gelegenheit verschlafen.“ Er ließ seinen Blick zu Buru-Slim wandern. „Schläft er wirklich?“

„Er ist ohnmächtig“, antwortete Onkel Bully. „Es ist so am besten für ihn.“

Michael zog die Stirn in Falten. Er nagte an seiner Unterlippe. „Ich habe mich ihm gegenüber gemein benommen“, sagte er.

„Es gibt keinen Menschen, der immer das Richtige getan hat.“

„Glaubst du, wird er noch mein Freund sein wollen, wenn er wieder zu sich kommt?“

„Ganz bestimmt. Buru-Slim will jedem Freund sein.“

„Wo ist Myhra jetzt? Ich habe vorhin geglaubt, sie sei hier.“

„Das war nur ein Androide.“ Onkel Bully erklärte ihm, daß er seit jener Schreckensnacht auf Morotai mit Myhras Doppelgänger zusammengewesen sei.

„Und wo ist die wirkliche Myhra?“

Onkel Bully lächelte. „Sie erwartet dich auf Morotai.“

Michael wurde rot. Mit gesenktem Blick fragte er: „Wohin fliegen wir jetzt?“

„Nach Umtar natürlich.“

„Könnte Myhra nicht nachkommen?“

„Das läßt sich bestimmt einrichten.“

„Wann werden wir Umtar erreichen?“

„Bald.“

\*

Chester Wyland saß vor dem großen Schaltpult in der Hauptzentrale. Er hatte das Raumschiff vollkommen in der Gewalt. Er hielt den Energiezufuhrhebel fest in der Hand. Eine Kraft durchflutete ihn, die er seit dem Tage nicht mehr gespürt hatte, an dem er die Symbiose mit Psycho-Boy eingegangen war.

*Du bist närrisch wie alle Menschen, meldete sich Psycho-Boy in seinem Gehirn. Statt dich über die Kraft in dir zu wundern, solltest du sie lieber nutzbringend anwenden. Du weißt, was du zu tun hast. Glaube mir, unter den Menschen wirst du ewig ein Krüppel bleiben. Selbst für die Ezialisten bist du nicht unersetzlich. Es gibt nur eine einzige Aufgabe, in der du vollkommen aufgehen kannst. Befolge meinen Rat...*

„Hör auf mit deinem Geschwätz“, sagte Wyland gereizt. „Ich weiß selbst, was ich zu tun habe.“

*Dann hole Staatsmarschall Bull zu dir und bereite ihn auf deinen Entschluß vor!*

Chester Wyland beugte sich vor und aktivierte einen Bildschirm. Ein Raum bildete sich darauf ab, der gemütlich und komfortabel wie die Luxuskabine eines Passagierträgers eingerichtet war. Reginald Bull ging darin unruhig auf und ab.

„Sir“, sagte Chester Wyland und mußte schmunzeln, als Bull zusammenzuckte, „ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Bull blickte sich verwirrt um, denn Wylands Stimme schien mitten aus der Luft zu kommen. Aber er faßte sich rasch.

„Es wird schon Zeit, daß Sie sich melden“, schimpfte er. „Wo sind Sie denn eigentlich?“

„Ich werde Sie zu mir holen.“ Gleichzeitig drückte er einen Knopf, und kaum hatte er ausgesprochen, materialisierte Reginald Bull wenige Meter von ihm entfernt in der Hauptzentrale.

„Phantastisch, wie Sie die Einrichtungen der *Nonontol* bereits beherrschen“, staunte Bull.

Chester Wyland lächelte geschmeichelt. „Lob aus Ihrem Mund wiegt doppelt.“

„Ich glaube fast, Sie meinen das ehrlich“, sagte Bull. „Wie kommen Sie mit der Steuerung und dem Antrieb voran?“ fragte er dann.

„Recht gut.“

„Sehr schön.“ Bull war zufrieden. „Dann können wir ja den Hyperraum verlassen und zu heimatlichen Gestirnen zurückkehren.“

„Das ist bereits geschehen“, erklärte Wyland. „Wir befinden uns bereits auf dem Weg nach Umtar. Genauer gesagt : Wir sind kaum mehr ein Lichtjahr davon entfernt.“

„Das ist eine Überraschung“, stieß Bull überwältigt hervor.

„Ich habe auch bereits einen kurzen Funkspruch an die CREST IV abgegeben und den Großadministrator über unsere Erlebnisse in Kenntnis gesetzt.“

„Sie sind unbezahlbar, Wyland“, sagte Bull anerkennend. „Ich will sogar über Ihre Eigenmächtigkeit hinwegsehen - immerhin hätten Sie mich verständigen können. Haben Sie sich vielleicht mit der Explorerflotte auch bereits in Verbindung gesetzt?“

Wyland schüttelte den Kopf. „Darüber möchte ich eben mit Ihnen sprechen, Sir.“

„Was gibt es da groß zu besprechen?“ Bull wurde plötzlich sehr geschäftig. „Zeigen Sie mir, welches von den Dingen ein Funkgerät ist, und ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen. Was sitzen Sie denn herum wie eine Statue? Machen Sie Dampf auf, wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Wyland rührte sich nicht. Ruhig sagte er: „Wir werden die Explorerflotte nicht verständigen. Ich kann es nicht dulden, daß sich menschliche Wissenschaftler mit den Problemen der *Nonontol* auseinandersetzen. Wenn Sie mir zuhören wollen, Sir, werde ich Ihnen meine Gründe erklären.“

Bulls Augen zogen sich zu schmalen Schlitzern zusammen. „Und wenn ich Ihnen nicht

zuhören will?“

„Dann werde ich Sie, die beiden Kinder und Wilma kommentarlos auf Umtar absetzen“, antwortete Wyland unbeeindruckt.

„Warum das?“ wunderte sich Bull. Wylands Eröffnung hatte ihn so überrascht, daß er für einen Moment nicht fähig war, logische Schlüsse zu ziehen. Natürlich wollte Chester Wyland den Samariter spielen, der sich ganz alleine für die Nöte der *Nonontol* aufopferte. Aber warum denn?

„Sie scheinen davon überzeugt, Wyland, daß ich Sie nicht an Ihrem Entschluß hindern kann“, sagte er.

„Ich hoffe noch immer, daß Sie es erst gar nicht versuchen“, entgegnete Wyland. „Wollen Sie mich nicht doch anhören, Sir?“

„Schießen Sie los!“

Wyland erklärte: „Wie Sie aus dem Inhalt des Logbuches selbst schließen können, sind die *Nonontol* überaus sensible Wesen. Sie sind Schwärmer, ihre Kultur steht ganz im Gegensatz zu der der technisierten Zivilisation der Menschen. Natürlich haben sie eine viel höherstehende Technik als wir, aber die haben sie nicht selbst entwickelt, sondern eingetauscht. Ich weiß nicht, welche Ware sie für die technischen Geräte hergaben. Aber die *Nonontol* sind fast Poeten, vielleicht sind ihre Waren Verse oder Weisheitssprüche. Ich werde Zeit genug haben, das herauszufinden.

Stellen Sie sich jetzt vor, unsere Wissenschaftler würden bei den *Nonontol* herumschnüffeln. Ja, ich sage schnüffeln, weil sie sich mehr den technischen Errungenschaften der *Nonontol* widmen würden, als sie von dem Dilemma der Todesphilosophie zu befreien. Stimmen Sie mir zu?“

„Nein, Wyland“, widersprach Bull. „Glauben Sie nicht auch, daß meine Xenopsychologen ebensoviel Einfühlungsvermögen in die Psyche von Fremdwesen haben wie Sie?“

„Das ist nicht zu leugnen“, gab Wyland zu. „Aber wenn Sie die Explorerflotte einschalten, liegen die Dinge viel komplizierter, als wenn ich mich alleine um die *Nonontol* kümmere. Ich kann und werde mich voll und ganz ihrem Wohl widmen. Wenn Sie aber die Horde Ihrer Wissenschaftler auf dieses Schiff bringen, dann werden die Probleme der *Nonontol* zweitrangig sein. Denn Ihre Leute werden in erster Linie ihren eigenen Wissensdurst stillen wollen. Und dabei wird es nicht bleiben. Die Untersuchungen über die *Nonontol* werden einen Sturm im Solaren Imperium auslösen. Alle Abteilungen und Institutionen, die es im Solaren Imperium gibt, werden verlangen, daß man sie an der Erforschung der *Nonontol*-Technik beteiligt. Ich höre die Slogans schon jetzt: Für das Wohl der Menschheit! So wird es sein, und wahrscheinlich noch schlimmer.“

Bull fügte sarkastisch hinzu: „Und die Ezialisten werden ebenfalls mitmischen wollen, weil sie sich sagen werden, daß zwei ihrer Leute maßgeblich an der Entdeckung der *Nonontol*-Technik beteiligt waren.“ Indirekt hatte er Wylands Befürchtungen zugestimmt. Als er sich seines Fehlers gewahr wurde, fügte er schnell hinzu: „Um das zu verhindern, könnte ich mich dafür verbürgen, daß in allen Belangen den Interessen der *Nonontol* der Vorrang gegeben wird. Sie wissen, ich halte mein Wort.“

„Ich will Ihnen Ihren guten Willen nicht absprechen“, erwiderte Wyland. „Ich würde nichts gegen einen Kontakt zwischen Menschen und *Nonontol* haben, wenn es nur darum ginge. Aber Sie könnten Ihren Willen nicht einmal mit Gewalt durchsetzen. Vergessen Sie nicht, daß die *Nonontol* nichtmenschlich sind! Die Einrichtungen dieses Schiffes sind für das Bedürfnis einer völlig fremdartigen Rasse gebaut. Was Sie bisher von dem Schiff zu sehen bekamen, haben die *Nonontol* eigens für uns Menschen so geformt. Die Wirklichkeit, die wahre Welt der *Nonontol* aber sieht ganz anders aus. Es würde jahrelange Forschung durch unsere Wissenschaftler erfordern, um erst einmal hinter den Sinn der technischen Geräte zu kommen. Bis dahin aber wären die *Nonontol* wahrscheinlich endgültig verloren.“

Bull sagte eine Weile nichts. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Wylands Argumenten.

Aber so fieberhaft er auch nach stichhaltigen Gegenargumenten suchte, er fand keine. Gab es keinen Ausweg? Er konnte sich nicht damit abfinden, daß die Errungenschaften der *Nonontol* der Menschheit versagt bleiben sollten.

„Wyland“, sagte Bull eindringlich, „wir können uns diese Chance, die Entwicklung um Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte zu überspringen, nicht entgehen lassen.“

„Sehen Sie“, sagte Wyland müde, „das ist es, was ich gemeint habe. Selbst Sie haben in erster Linie den Fortschritt der Menschheit im Sinn, selbst wenn der Preis der Untergang der *Nonontol* wäre. Deshalb wird es meine alleinige Aufgabe sein, den *Nonontol* den neuen Schritt ins Leben zu weisen.“

Bull wußte, daß er verloren hatte. Aber die erwartete Enttäuschung über die erlittene Niederlage blieb aus. Was für die Menschen gut war, wäre für die *Nonontol* schlecht. Jetzt, da die Entscheidung gefallen war, stimmte er Wyland in allen Punkten zu.

Bull entspannte sich. Freundschaftlich fragte er: „Was werden Sie nun tun?“

„Zuerst einmal Sie auf Umtar absetzen“, antwortete Wyland, ohne erst lange zu überlegen.

„Wilmas Verletzungen sind nicht schwer; sie wird bald wieder genesen sein. Dann werde ich versuchen, die *Nonontol* in ihre Heimatgalaxis zurückzubringen. Es wird nicht leicht sein, den ‚Sprung‘ richtig zu errechnen, aber mit etwas Glück könnte es nach einigen Versuchen gelingen.“

„Viel Glück“, sagte Reginald Bull und schüttelte dem Mensch-Robot-Symbionten die Hand.

Bald darauf wurden sie - Bull, Dr. Sarlaya, Michael und Buru-Slim - von einem Patrouillenkreuzer aufgebracht, als sie in einer Energieblase im Raum Umtars durch den Weltraum trieben.

Bull warf einen letzten Blick zurück. Zum ersten- und letztenmal sah er das *Nonontol*-Schiff in seiner ganzen Größe: es war eine fluoreszierende Spirale von bestimmt zehn Kilometern Länge. Drei Dutzend Ultraschalltriesen der USO schossen heran. Aber noch bevor sie so nahe waren, um ihre Traktorstrahlen einsetzen zu können, entmaterialisierte das Spiralschiff, ohne daß auch nur die geringsten Strukturvibrationen festgestellt werden konnten.

## 14.

*Liebe Myhra, diesen Brief wirst Du schon wenige Stunden, nachdem ich ihn geschrieben habe, erhalten. Onkel Bully hat es mir versprochen, daß er ihn mittels Hyperkombild nach Terra funkt, wo er von einem Dupligraph kopiert wird. Deshalb ist er auch in meiner Handschrift abgefaßt. So schnell geht das, trotz der 52 000 Lichtjahre, die uns voneinander trennen. Aber Entfernungen spielen ja überhaupt keine Rolle in diesen Dingen.*

*Schmollst Du noch immer? Ich nicht mehr, ich habe unseren kleinen Streit schon lange vergessen. Es ist so viel geschehen, daß unsere Meinungsverschiedenheit unwichtig geworden ist. Findest Du nicht auch? Slim ist jedenfalls meiner Meinung. Er würde sich freuen, wenn wir drei wieder beisammen sein könnten, genauso wie ich. Aber es müssen nicht unbedingt die Molukken sein. Wenn Du willst, kannst Du sofort nach Umtar fliegen, Onkel Bully hat schon alles arrangiert. Deine Schwester kommt selbstverständlich mit. Umtar ist ein außergewöhnlich schöner Planet. Und Inseln gibt es hier! Es ist eine einzige Inselwelt, mit nur einem Kontinent. Du wirst sehen, es wird Dir hier gefallen. Im Augenblick ist eine Menge los. Wenn Du sofort abfliegst, kannst Du noch rechtzeitig zur Grundsteinlegung für das Ezialistische Institut nach Maragod kommen. Maragod mußt Du unbedingt gesehen haben, es ist eine Universitätsstadt, die aus der Lufiperspektive die Form eines Sternes hat und an einem himmelblauen See liegt.*

*Du mußt schnell kommen, Myhra. Gehe sofort mit Jeeda aufs Raumschiff, den Brief kannst Du ja auch während des Fluges hierher weiterlesen.*

*Ach, ich schreibe überhaupt nichts mehr, in wenigen Tagen kannst Du das alles ja selbst erleben.*

*In ehrlicher Freundschaft Michael und xxx (Slim) P. S. : Bei uns gibt es jede Minute eine Überraschung. Letzte Neuigkeit: Wahrscheinlich wird Slim auf Umtar bleiben und im Ezialistischen Institut zur Schule gehen. George Mandell, der Rektor, hat versprochen, für Slim einen Terminal zu konstruieren, weil ja ein herkömmlicher Robot-Lehrer für einen Taubstummen nicht geeignet ist.*

\*

Noch am selben Tag, an dem Perry Rhodan den Grundstein für das Ezialistische Institut legte, ließ Reginald Bull den Film untersuchen, den er sich an Bord des Nonontol-Schiffes angeeignet hatte. Das Ergebnis war negativ, es gab keine Möglichkeit, die Bilder für das menschliche Auge sichtbar zu machen. Es würde ein ewiges Geheimnis bleiben, wer den Nonontol auf Morotai getötet hatte - Buru-Slim oder der Androide.

Bull vergaß die Angelegenheit rasch. Der Trubel war vorbei. Er war nun entschlossen, hier die unterbrochenen Ferien fortzusetzen. Es war fast alles wie auf den Molukken, bevor sich die Ereignisse überstürzt hatten. Er räkelte sich faul im Liegestuhl und lauschte fasziniert Jedeas Vinaspiel. Die größere der beiden Sonnen Umtars stand am Himmel, aber es war nicht zu heiß - eine kühle Brise strich vom Maragod-See herüber.

Bull war erlöst. Er brauchte nicht mehr auf Michael aufzupassen. Die ganze Familie Rhodan war friedlich vereint. Vereint waren sie, aber ob es friedlich herging, wagte Bull zu bezweifeln; Michael würde schon für die nötige Abwechslung sorgen.

Noch etwas unterschied diesen Ort angenehm von den Molukken. Es gab keine Explorerleute und demgemäß auch nicht deren Onkel und Tanten, Vettern, Enkel, Großmütter, Söhne und Töchter, die ihn als Bittsteller oder Autogrammjäger belästigen konnten. Auf Umtar war er keine bekannte Persönlichkeit, sondern irgendein Tourist unter vielen.

„Das Leben ist doch schön, Jeeda!“ rief er im Brustton der Überzeugung.

Djilolo-Jeeda unterbrach ihr Spiel.

„Es ist kaum zu glauben, daß *Sie* das Leben schön finden können, mein Herr.“

Reginald Bull öffnete die Augen und betrachtete den unbekannten Sprecher dieser Worte mißtrauisch. Ein dürrer Mann mit einer grellgelben Badehose stellte ein kleines Kofferchen neben sich und musterte Bull mitleidig.

„Warum soll ausgerechnet *ich* das Leben nicht schön finden dürfen“, fuhr ihn Bull an. Plötzlich kam ihm ein schwerwiegender Verdacht. „He!... Wollen Sie vielleicht für die Todesphilosophie werben? Aber bei mir sind Sie an der falschen Adresse. Mir gefällt das Leben, basta! Suchen Sie sich ein anderes Opfer.“

„Todesphilosophie?“ wiederholte der Mann verblüfft. Er stotterte eine Weile herum, bis er seine Fassung wieder gewonnen hatte und imstande war, sein Anliegen vorzubringen.

„Mein Herr“, rief er theatralisch, „wer spricht vom Tod? Das Leben gefällt Ihnen? Das ist wunderbar! Das ist grandios! Mich machen glückliche Menschen selig. Wer unglücklich ist, den mache ich selig.“ Er beugte sich zu Bulls Ohr hinunter und fuhr in vertraulichem Ton fort: „Menschen, die von Mutter Natur benachteiligt wurden, können wieder das Lachen lernen. Auch Sie. Wenden Sie sich an mich, ich helfe auch Ihnen. Meine Devise: *Ein Mann mit Makel braucht KOZZAKEL!*“

„Makel?“ wiederholte Bull betroffen.

Die Stimme des Mannes wurde noch verschwörerischer KOZZAKEL ist ein Universal-Haarmittel. Es fordert das Wachstum, macht es glänzend, befreit von Schuppen und Läusen und - *es färbt rotes Haar!*“

Reginald Bull sah zu Djilolo-Jeeda hinüber, die das Lachen kaum noch unterdrücken konnte. Plötzlich konnte sich auch Bull nicht mehr zurückhalten. Die beiden lachten noch immer

schallend, als der KOZZAKEL-Vertreter längst wieder auf der Suche nach potentiellen Kunden war.

ENDE